

Postverlagsort München Ausgabe U
ZB
ILLUSTRIERTE
Für Menschen im Atomzeitalter

Nr. 9/58 • Dritter Jahrgang **50** Pfg.
• 2. Aprilheft



Absturz und Rettung auf Kommando

Marineflieger
der Bundeswehr
in USA (Seite 6/7)

Zum Luftschutz: Ja! - sonst immer:

In keinem Land der Erde wird so intensiv Luftschutz betrieben wie in der Sowjetunion. Der sowjetische Zivilschutz ist nach denselben nüchternen Gesichtspunkten aufgebaut wie der in den westlichen Ländern. Immer wieder werden Übungen abgehalten, an denen durchweg bis zu zwei Millionen Menschen teilnehmen. Wirkt es da nicht eigenartig, wenn die östliche Propaganda behauptet, daß die Maßnahmen, die bei uns im Westen vorsorglich zum Schutz der Zivilbevölkerung getroffen werden, ein ganz anderes Ziel hätten, das mit dem Schlagwort gekennzeichnet wird: Luftschutz ist Kriegsvorbereitung!

Kürzlich äußerte sich Nikita Chruschtschow, Sowjetrußlands allmächtiger Regierungschef, über den Luftschutz der UdSSR. „Ein künftiger Krieg“, so sagte er, „wird im Zeichen der Überraschungs- und Uberschneidungstaktik geführt werden. Mit Hilfe strategischer Bomber und Raketen, die Atombomben tragen, wird der Feind versuchen, die Sowjetunion zu vernichten oder zumindest, ihr so viel Schaden wie möglich zuzufügen.“

Seit Jahren sehen wir diese Gefahr, und Regierung und Partei tun alles, um ihr zu begegnen. In der ‚Patriotischen Massenorganisation des schaffenden Volkes‘ besitzen die UdSSR die größte und schlagkräftigste Luftschutzorganisation der Welt! Sie verfügt über ein straff organisiertes Helferkorps von mehr als 22 Millionen Männern und Frauen, die alle im Zivilschutz ausgebildet sind. Das sind zehn Prozent der gesamten Einwohner der Sowjetunion. Jedes Jahr werden weitere fünf Millionen Menschen im Selbstschutz ausgebildet... Regierung und Partei tun alles, was in ihrer Macht steht, um die Bevölkerung zu schützen...“

Chruschtschow wies besonders auf den riesigen Schutzraumkomplex unter dem Zentrum von Moskau hin, den er als die größte atombombensichere Schutzanlage der Welt bezeichnete. Zusammen mit dem Moskauer U-Bahnnetz könne sie einen großen Prozentsatz der Bevölkerung der sowjetischen Hauptstadt aufnehmen.

Seit Jahren sind neu angelegte Betriebe für Kriegsproduktion und Lebensbedürfnisse über ausgedehnte Gebiete der Sowjetunion verteilt und vielfach auch unterirdisch errichtet worden. Überall in Rußland werden ständig Deckungsgräben angelegt, die gegen Hitze und radioaktive Strahlung schützen sollen. In Leningrad stellt eine Spezialfabrik nur noch Schutzkleidung her, die gegen radioaktiven Staub schützen soll. Vorbereitende Luftschutzmaßnahmen sind für alle Fabriken, Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen Pflicht.

Außer der erwähnten Luftschutzorganisation verfügte die Sowjetunion bereits Ende 1956 über 2600 Zivilverteidigungsbrigaden, die sogenannte DOSAAF. Das ist eine Luftschutztruppe, deren Übungen meist mit militärischen Manövern verbunden sind. Zahlreiche Instrukteure sind ständig unterwegs, um die Bevölkerung über atomare, chemische und biologische Waffen aufzuklären und ihr zu zeigen, wie man Schutzräume baut, wie Nahrungsmittel geschützt werden. Es gibt kein Dorf in der UdSSR, das nicht von der Luftschutzorganisation erfaßt wäre.

Weitere Einzelheiten aus dem Plakat und Erläuterungen dazu folgen in den nächsten Nummern.



In aller Offenheit wird der russischen Bevölkerung die verheerende Wirkung atomarer Waffen klargemacht. Jedermann soll wissen, daß eine Druckwelle innere Organe schädigen kann.



Die Hitzestrahlung tritt fast zur gleichen Zeit auf wie die Druckwirkung. Ungeschützt ist der Mensch schwersten Verbrennungen ausgesetzt. Alle brennbaren Stoffe stehen unheimlich schnell lichterloh in Flammen.



Auch radioaktive Strahlen schädigen lebenswichtige Organe. Menschen in Gebäuden sind nicht so bedroht wie oft angenommen wird. Je stärker die Deckung, um so größer der Schutz.



Eine Vergiftung des Geländes kann durch die Entstehung radioaktiver Stäube erfolgen. Diese zusätzliche Spätwirkung bei der Detonation einer Atombombe ist ebenfalls gefährlich und behindert die Hilfsmaßnahmen.

Njet!

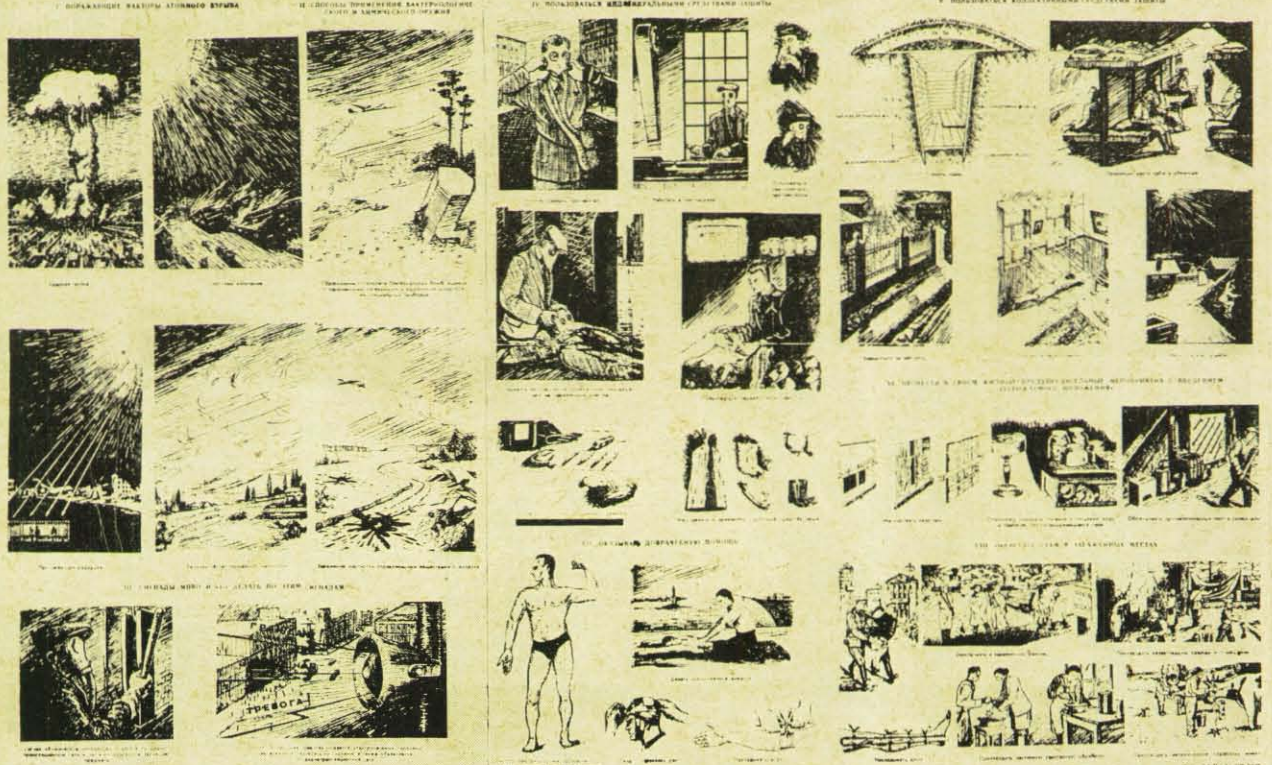
Die zivile Abwehr der Sowjetunion gegen die Gefahren aus der Luft

Die ZB-Illustrierte zeigt hier ein russisches Luftschutzdokument, ein Plakat vom November 1957 in Originalfassung

В КРУЖКЕ ПРОТИВОВОЗДУШНОЙ ОБОРОНЫ

Вы узнаете

Вы научитесь



Die Menschheit lebt zwischen Angst und Hoffnung. Die Ursache: eine ideologisch gesplante Welt, das Vorhandensein von Atomwaffen in beiden Lagern. Bei all den bestehenden großen weltpolitischen Gegensätzen darf doch eine Tatsache nicht übersehen werden: die grundlegenden wissenschaftlichen Erkenntnisse dieser Menschheit sind Besitz aller. Das wird besonders deutlich an dem hier erstmalig in der Bundesrepublik veröffentlichten russischen Plakat, dessen Überschrift übersetzt lautet: „Zivile Abwehr gegen Gefahren aus der Luft! Erkennung, Schutz und Hilfe.“ Die darin gemachten Angaben findet man mit geringen Abweichungen auch in dem Schweizer „Knigge für Krieg und Frieden“ sowie in Merkblättern anderer auf ihren Schutz bedachter Staaten. Es gibt eine internationale Schutztechnik, eine Tatsache, die wir wiederholt in der ZB-Illustrierten unterstrichen haben. Schutz und Hilfe dem Menschen im Atomzeitalter bleibt daher die Sorge der für das Wohl ihrer Völker verantwortlichen Männer überall in der Welt.

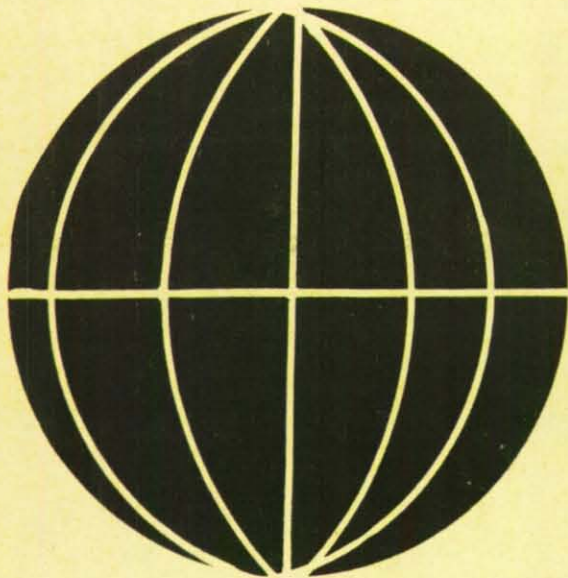


Mit dem Einsatz biologischer Kampfmittel in einem Zukunftskrieg rechnet man auch in Sowjetrußland. Man hält es für möglich, daß dadurch Epidemien hervorgerufen werden können. Vom Flugzeug aus abgeworfene Bakterienbomben, Behälter mit begifteten Insekten sowie die Zerstäubung von Mikroben aus Spezialvorrichtungen sind eine große Gefahr. Die Auffassungen der Fachleute über die Möglichkeiten einer biologischen Kriegführung weichen allerdings stark voneinander ab.



Vergiftung des Geländes aus der Luft? In Rußland rechnet man damit. Das vorliegende Plakat versucht, das dem Sowjetbürger in aller Eindringlichkeit vor Augen zu führen. Vergiftungen können erfolgen durch radioaktive Strahlung und chemische Kampfstoffe; biologische Kampfmittel „verseuchen“ das Gelände. Zum Schutz gegen diese sogenannten ABC-Waffen bemüht man sich auch in der Sowjetunion wie in den Ländern unserer westlichen Welt um die Aufstellung eines wirksamen ABC-Dienstes.

Zerreißen H-Bom



Die Erde ist einer der neun Planeten unseres Sonnensystems und soll rund drei Milliarden Jahre alt sein. Sie bewegt sich mit einer Geschwindigkeit von 30 km/sec in einer elliptischen Bahn um die Sonne. Wie die meisten anderen Planeten rotiert auch die Erde um eine Achse, die Erdachse. Eine volle Umdrehung dauert 24 Stunden. Die oberste Gesteinskruste, die erstarrte Erdkruste, ist nur etwa 30 km dick. Nach einer Übergangsgazzone scheint der eigentliche flüssige Erdkern erst in 3000 km Tiefe zu liegen.

Meteoreinschläge und an Hand der Hypothesen von den Urkatastrophen auf der Erde ausdenken.

Die Urkatastrophe

Als am 30. Juni 1908 die Sonne über Sibirien aufging und der Bauer Semenov gerade vor seiner Haustür saß, rastete plötzlich ein feuriger Ball vom Himmel herab, schlug in der Wüste zwischen Jenissei und Lena ein, 75 Kilometer vom Haus Semenows entfernt. Am Absturzort stieg eine gewaltige feurige Fontäne auf, der Bauer verspürte brennende Hitze, Luftdruck warf ihn besinnungslos zur Erde, das Haus fiel zusammen. Der russische Astronom L. A. Kulik fand 1925 Stücke des Meteors, die 150 Tonnen wogen. Im Umkreis von 20 km war die Erde verbrannt, der Wald im Umkreis von 100 km abasiert.

Der Himmelskörper, der hier niedergegangen war, war nur ein winziges Bröckchen im Vergleich mit dem Komet von Carolina. 1931 entdeckten Dr. Melton und Dr. Schriever bei Vermessungen aus der Luft auf einem Landstrich, der sich von Georgia nach Virginia hinzieht, sonderbare Einschlagkrater. Nach eingehenden Untersuchungen veröffentlichten die beiden Forscher ihre Entdeckung: den Kometen von Carolina.

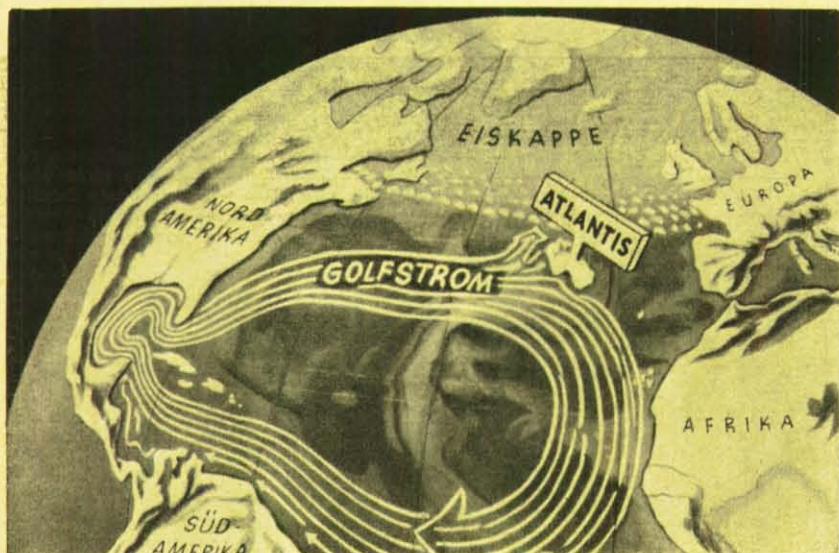
Der Komet von Carolina

Seine Spuren waren ungemein gewaltiger als die des sibirischen und auch des lange bekannten Meteors von Arizona, der sich 300 m tief in Felsstein eingrub und im Umkreis von 80 km Verwüstungen anrichtete. Das riesige Trichterfeld von Carolina ließ bald die Annahme aufkommen, daß durch seinen Absturz eine gewaltige Erdkata-

strophe ausgelöst worden sei. Das Feld von schätzungsweise 10 000 Einschlagtrichtern, das sich unter dem Meer fortsetzt, erstreckt sich über 160 000 Quadratkilometer. In der Nähe von Porto Rico deuten zwei über 7 000 m tiefe Löcher im Meeresboden auf den Herd der Katastrophe hin. Der metallische Kern eines Himmelskörpers hat sich beim Zusammenstoß mit der Lufthülle zerteilt, der Steinmantel löste sich in einem Hagel auf. Otto H. Muck hat nun eine Rekonstruktion dieser Urkatastrophe unternommen und den Untergang von Atlantis und die Sintflut hiermit in Zusammenhang gebracht. (Otto H. Muck „Atlantis gefunden!“, Victoria Verlag Martha Koerner, Stuttgart 1954. Unserem Beitrag liegt das Werk von Joachim G. Leithäuser „Katastrophen“, Safari-Verlag, Berlin, zugrunde. Diesem Buch sind zwei Illustrationen von R. Heinisch entnommen.)

Nach den Berechnungen von Otto H. Muck hat sich die erderschütternde Katastrophe, die der Komet von Carolina auslöste, im Vergleich zum sibirischen Meteoritenfall in millionenfacher Vergrößerung abgespielt. Die Kraftwirkung des bei Carolina niedergegangenen Himmelskörpers betrug 4 Milliarden Tonnensekunden. Aus dem Atlantik stieg eine Fontäne über die Wolken bis zum Rand der Lufthülle empor. Die Erdachse taumelte. Der Steinmantel der Erde wurde von den beiden Kernstücken durchschlagen. Reibungshitze ließ Teile des Steinmantels und des Meteoritenkerns zu höchstgespannten Gasen verdampfen. Staugase sickerten in die Erdtiefe und brachen teilweise aus ihr hervor.

Die Erdkruste war an ihren empfindlichsten Stellen getroffen, der kosmi-



Das sagenhafte Inselreich Atlantis soll in der Gegend der heutigen Azoren gelegen haben. In Platons Aufzeichnungen ist das paradiesische Land mit seinem Reichtum und seinen Bodenschätzen, seinen Wäldern, Äckern, Tieren und Menschen genau beschrieben. Das milde, durch den Golfstrom begünstigte Klima ermöglichte zwei Ernten. Der Untergang von Atlantis wird neuerdings auf einen Kometeneinschlag zurückgeführt.

Warnung an die Menschheit

Zu den Vorschlägen, H-Bomben auf dem Mond zur Detonation zu bringen, haben sich inzwischen sehr besorgte Stimmen erhoben. Der schwedische Fachgelehrte Dr. Ing. Engström wandte sich mit einer wissenschaftlich fundierten Untersuchung an die amerikanische Astronautische Gesellschaft. In seinem Bericht, der in der Fachzeitschrift „Astronautic“ veröffentlicht wurde, kommt Engström zu dem Schluß, daß die Detonation einer Wasserstoffbombe auf dem Mond eine „Sintflut“ hervorrufen könnte. Der schwedische Gelehrte forderte, vor einem solchen Experiment müsse man genau die physikalischen Weltraumgesetze untersuchen und prüfen, wie eine solche Explosion auf die Gezeiten, vor allem auf Ebbe und Flut, der Erde wirken würde.

Normalerweise, so erklärte Engström, pendelte sich der Mond als die kleinere Masse nach der Erde ein. Bei veränderten Kräfteverhältnissen aber müsse die Erde rasch ihr Drehmoment entsprechend dem des Mondes regulieren. Die Frage sei entscheidend, ob die zum Ausgleich dieser Energie in wenigen Sekunden erforderliche Flutwelle nicht die Erde mit einer riesigen Springflut überschwemmen würde.

Auch mehrere amerikanische Astronomen haben bereits Bedenken angemeldet, den Mond zu beschließen und mit hochbrisanten H-Bomben zu belegen. Ihre Meinung: Der Mond ist von den ungeheuren Flieh- und Anziehungs-

kräften, die auf ihn einwirken, ohnehin schon so strapaziert, daß der „Dauerlauf“ um unseren Planeten ihm eines Tages ein jähes Ende bereiten wird. Er ist durch den rasanten Lauf jetzt schon so ausgedehnt und gestreckt, daß er mehr einem Ei gleicht als einer völlig ebenmäßigen Kugel. Eine riesige H-Bombe könnte genügen, um den alten runzeligen Begleiter der Erde zu zersprengen. Die Folgen einer solchen Katastrophe sind nicht abzusehen. Es ist möglich, daß die Bruchstücke des Mondes sich untereinander wieder zerkleinern, bis sie zu ungefährlichen Meteorsteinchen und Staub zerrieben sind, die, wie der Mond, weiterhin in einer Kreisbahn um die Erde schweben. Die Erde würde dann wie der Saturn mit einem Staubring durch das All rasen. Dieser Ring würde natürlich genauso von der Sonne beleuchtet wie heute der Mond und bei dem voraussichtlichen gewaltigen Umfang die Dunkelheit der Nacht fast in Tageshelle verwandeln. Der irdische Saturnring würde von einem Horizont zum andern reichen und den Erdenbewohnern den Anblick eines einzigen, riesenhaften Regenbogens bieten, der das ganze Firmament überspannt.

Sollte sich der zersprengte Mond nicht in Staub auflösen, sondern Bruchstücke bilden, und nur ein einziger riesiger Meteor auf unserer Erde einschlagen, dann wird die Katastrophe unermesslich werden. Was dann geschieht, das läßt sich nur auf Grund früherer

Innerhalb eines Monats umläuft der Mond in einer Ellipse einmal die Erde. Er besitzt keine Atmosphäre. Deshalb ist von der Erde aus seine Oberfläche sehr gut zu erkennen. Besonders charakteristisch sind die zahlreichen Mondkrater, auch Ringgebirge genannt. Die größten haben einen Durchmesser bis zu 200 km. Die Einwirkung des Mondes besteht vor allem in den Gezeiten. Einflüsse auf unser Wetter sind nicht nachweisbar



Ein gewaltiger Komet, der bei Carolina an der Ostküste von Amerika niedergegangen ist, hat nach einer Hypothese von Otto H. Muck gewaltige Vulkanausbrüche, Erderschütterungen und die biblische Sintflut hervorgerufen. Bei dieser Katastrophe versank auch Atlantis im Meer. Durch seinen Untergang konnte der Golfstrom bis an die Küsten Europas vordringen, hier das Eis zurückdrängen und das Klima verbessern.

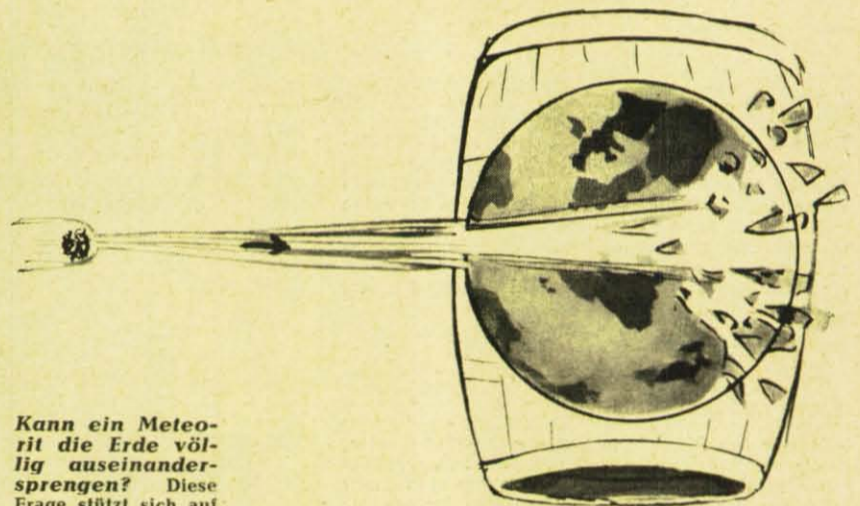
ben den Mond? Die Erde wird zum Saturn – ewig helle Nächte – Erdbeben und neue Sintflut!



Gewaltige H-Bombenversuche könnten nach der Meinung warnender Wissenschaftler den ohnehin durch seinen rasanten Lauf um die Erde reichlich strapazierten, brüchigen Mond zum Platzen bringen. Ungeheure Meteore drohen dann auf die Erde niederzuschmettern und die Menschheit durch eine gewaltige Katastrophe auszurotten.

Die Menschheit rüstet sich zu ihren verwegenen Abenteuern. Sie will den Mond oder den Mars in bemannten Raumschiffen erreichen. Bevor dieses Unternehmen jedoch startklar sein kann, werden zahlreiche unbemannte Versuche vorausgehen müssen. Die „New York Herald Tribune“ meldete aus Washington, daß sich als nächstes mögliches Unternehmen der Vereinigten Staaten ein Schuß zum Mond abzeichne. Vor dem Kongreßausschuß für Raumfahrt erklärte Senator Henry M. Jackson, daß eine amerikanische Mondrakete „in wenigen Monaten“ abgefeuert werden könnte. Allerdings befürchten die Amerikaner, daß die Sowjets den Wettlauf zum Mond gewinnen werden. Russische Techniker sollen bereits eine Riesenrakete von der Höhe eines Wolkenkratzers ausrüsten. Nach anderen Meldungen westlicher Geheimdienste sollen die Sowjets bereits in den letzten Monaten dreimal vergeblich versucht haben, eine Rakete mit H-Bomben-Sprengkopf zum Mond zu schießen und dort zur Detonation zu bringen. Der Mond sei jedoch entweder nicht erreicht oder aber verfehlt worden. Mißglückte Versuche geben die Sowjets im allgemeinen nicht bekannt. Der Vorschlag, H-Bomben-Experimente von der Erde auf den Mond zu verlegen, ist wiederholt gemacht worden. Professor Stanjukowitsch von der Akademie der Wissenschaften in Moskau erklärte, der Abschluß einer Rakete zum Mond, deren Kopfteil mit modernen Sprengmitteln ausgerüstet sei und deren Detonation von der Erde aus beobachtet werden könne, sei möglich. Man brauche nur den modernen ballistischen Raketen eine oder zwei Stufen zuzufügen.

Seit im vergangenen Jahr auf dem astronautischen Kongreß in Barcelona der Vorschlag unterbreitet wurde, eine Rakete mit einer H-Bombe zum Mond zu schicken, belastet ein neuer Alptraum die Zukunft der Menschheit. Der Versuch mit einer kleinen H-Bombe mag harmlos verlaufen. Doch ist bekannt, daß diese Waffe sich in unvorstellbarer Größe bauen läßt und daß auf dem Mond viel schwächere Stabilitäts- und Druckverhältnisse als auf der Erde herrschen. Selbst wenn die Gefahr erkannt wird, wer garantiert, daß in einer weltweiten Auseinandersetzung ein Diktator, der alles verloren sieht, nicht mit einem Knopfdruck versucht, die ganze Erde mit sich untergehen zu lassen?



Kann ein Meteorit die Erde völlig auseinandersprengen? Diese Frage stützt sich auf einen Vergleich mit einem klassischen Schulbeispiel der

Physik. Gibt man in ein geschlossenes Holzfaß, das mit Wasser vollständig gefüllt ist, einen Gewehrschuß ab, so zerspringt das Faß. Wieso? Die Geschwindigkeit durch eine Substanz saust, die sich wie das Wasser nicht zusammendrängen läßt, so läßt sie in dieser, wenn auch nur für einen Augenblick, einen Druck entstehen, der stark genug ist, die Faßreifen zu sprengen. Gegen diesen Vergleich ist anzuführen, daß ein Meteorit einmal durch die Lufthülle stark gebremst wird, zum anderen ist die Erde kein Faß. Ihr spezifisches Gewicht wird nach dem Inneren zu immer schwerer. Nach neuesten Schätzungen herrscht dort ein Druck von 1,4 Millionen atü. Selbst wenn ein Meteorit die ungefähr 30 km dicke Gesteinsschicht der Erde durchschlagen sollte, durchdringen könnte er das Erdinnere nicht. Jedoch würde ein Meteorit von der Größe des Carolina-Kometen Erdbeben, Flutwellen und Vulkanausbrüche hervorrufen können, die, wie die Sintflut vielleicht imstande wären, die Menschheit fast auszurotten.

schen Katastrophe folgten Vulkanausbrüche. Aus den Einschlaglöchern stieg mit Hochdruck glühendes Magma aus dem Erdinnern hoch, die dünnen Nähte der Erdkruste unter dem Atlantik wurden aufgerissen. 5 Billionen Magma, vermischt mit Wasser und Gestein, wurden in die Atmosphäre hochgeschleudert. Wasserdampf ballte sich zu Wolken, die so groß wie ganze Kontinente waren und Asche und Bimsstein mit sich führten. Ein Zehntel des Atlantiks hing als Wolke über der Erde.

Atlantis

Nach Platons Bericht hat auf Solons Bitte ein Priester eröffnet, was die ägyptischen heiligen Bücher aus der früheren Zeit überlieferten: Vor damals 9 000 Jahren lebte in Griechenland das „herrlichste und beste Geschlecht“, das die Bewohner des Mittelmeeres vor der Unterwerfung durch ein mächtiges fremdes Königreich zu schützen suchte. Kurz nach dem Sieg über die Eindringlinge ereignete sich eine Naturkatastrophe mit Erdbeben und Überschwemmungen. Die Griechen kamen bis auf wenige Überlebende um. Die Heimat, das Inselreich der Feinde aber versank in den Fluten. Sein Name war Atlantis.

Platons Bericht ist die einzige, immer wieder angezweifelte Quelle über das sagenhafte paradiesische Land Atlantis. Seine Lage, an der Stelle der heutigen Azoren, machte es zum Mittel-

punkt der Welt, das warme Klima brachte zwei Ernten im Jahr.

Durch die große Naturkatastrophe des Carolina-Kometen sackten die Landgebiete am Rande des Atlantiks ab. Die Ostküste Nordamerikas und die Nordostküste Südamerikas verschwanden unter dem Wasser, die südamerikanische Scholle kippte, hob die Kordillere 2000 bis 3000 Meter über den Meeresspiegel. Im Hochgebirge wurden Reste frühgeschichtlicher Häfen entdeckt.

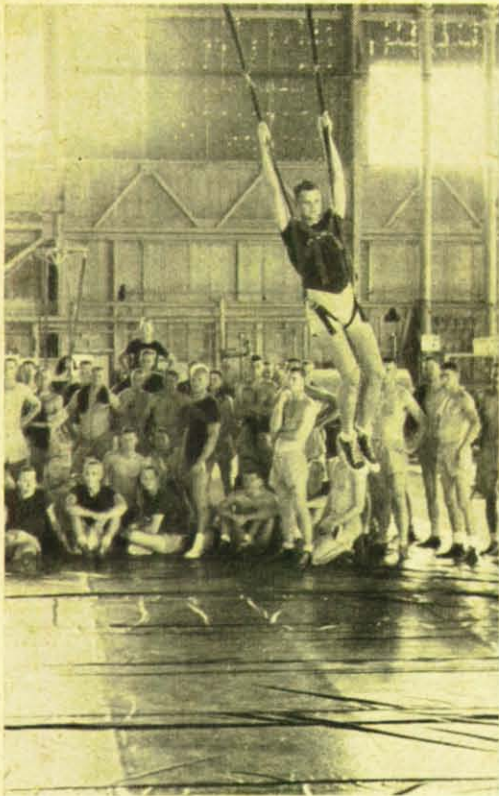
Atlantis ging unter und gab den Weg des Golfstromes nach Europa frei. Die Eismassen, die über Nordwesteuropa in der Quartärzeit lasteten, wurden zurückgedrängt.

Die Sintflut

Die durch den gewaltigen Kometeneinschlag und seine Folgen entstehenden Wolken mit 20 Billionen Tonnen Wasser und 3 Billionen Tonnen Asche zogen nach Osten. Nach der Vermutung von Otto H. Much haben sie die Sintflut hervorgerufen.

„Schwarzes Gewölk stieg von den Grundfesten des Himmels empor, des Sturmgottes Wüten dringt bis zum Himmel, alle Helligkeit in Finsternis wandelnd. Sechs Tage und Nächte geht die Sintflut, wirft das Land nieder... und die ganze Menschheit war zu Lehm geworden. Einem Dache gleich, war ebenemäßig der Boden der Erde.“ So berichtet

Fortsetzung Seite 21

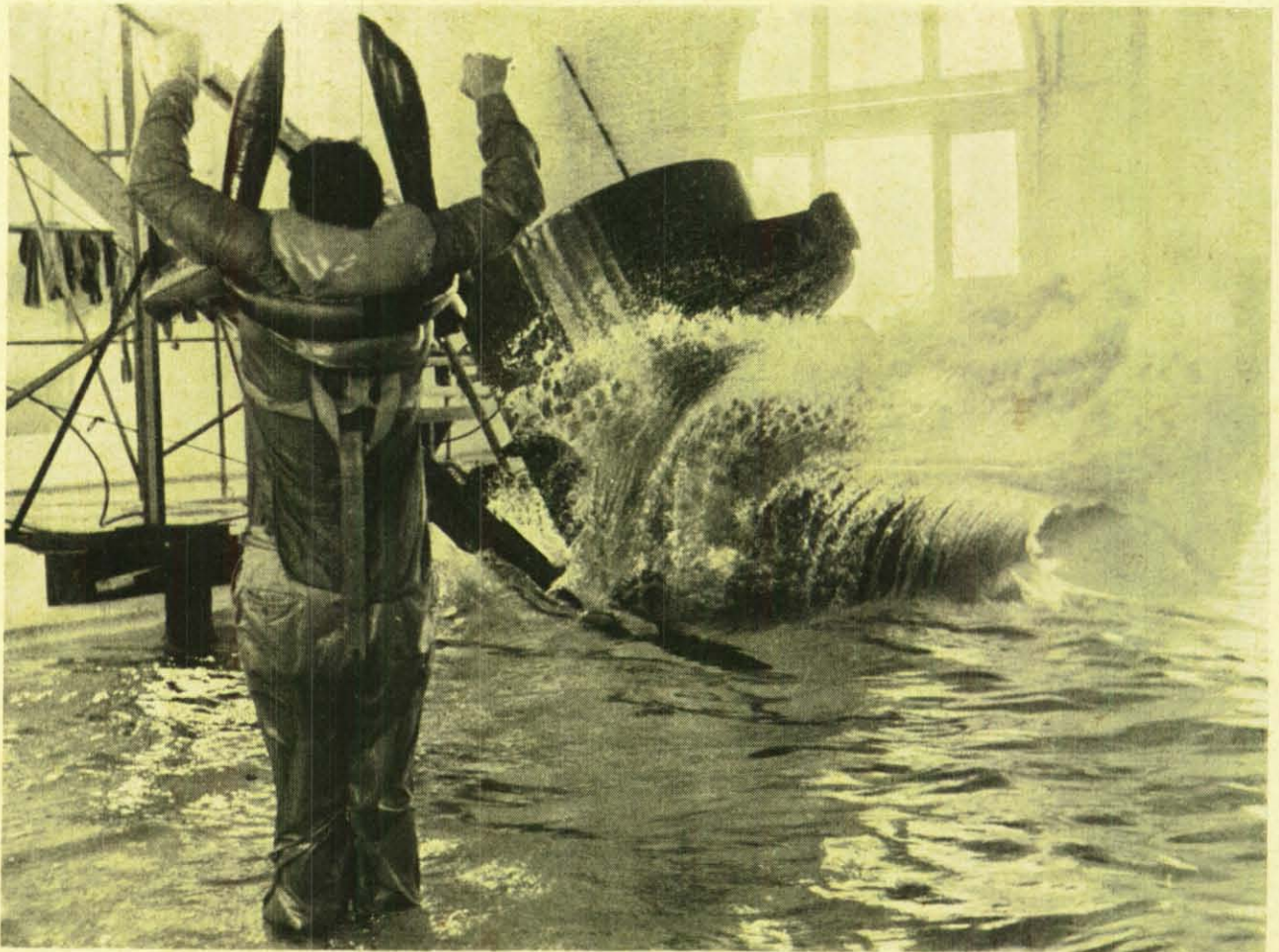


Bodennahe Übungen stehen mit auf dem Lehrplan, den die zukünftigen deutschen Düsenjägerpiloten in den USA absolvieren müssen. Denn wie leicht kann es geschehen, daß ein Flieger aus seiner Maschine während des Fluges „aussteigen“ muß. Flieger Joachim K. vom 4. Bataillon lernt, sich vom Fallschirm zu lösen, ehe er den Boden berührt. Bevor die Anwärter selbst fliegen, wird wohl noch einige Zeit vergehen.

Absturz ins Meer! Auch das muß geübt werden, damit der Pilot im Ernstfall mit dem Leben davorkommt. Mit einer Geschwindigkeit von 100 km/st wird der Pilot in einer nachgebauten Kabine ins Wasser geschossen. Er trägt volle Kleidung und hat den Fallschirm umgeschnallt. Dieses Bild zeigt, wie unser Titel, Rettung mit einem Hubschrauber.

Körperliches Training wird groß geschrieben in der Pilotenschule von Pensacola (Golf von Mexiko). Nur so kann eine vollkommene Körperbeherrschung gewährleistet werden. Täglich üben die Männer längere Zeit am Trampolin. Eine andere wichtige, wenn auch weniger beliebte Übung ist z. B. im Takt auf eine 20 cm hohe Bank hinauf- und herunterzusteigen.

Absprung und Rettung auf Kommando



Viele Abwechslungen bietet der bei den Soldaten „beliebte“ Geländelauf. Da muß man durch den Sand robben, über Mauern klettern, in voller Kleidung ins Wasser springen, und was der kleinen Freuden mehr sind.

Marineflieger der Bundeswehr werden in USA ausgebildet. Ein Pilot kostet 360 000 DM

Am Golf von Mexiko in Pensacola, Florida, auf einem der größten Militärflugplätze der Welt, werden 20 deutsche Offiziere und Kadetten neben 1000 amerikanischen und etwa 100 Soldaten anderer westlicher Nationen zu Düsenjägerpiloten ausgebildet.

Die Ausbildung eines Piloten dauert zwei Jahre und kostet um dreihundertsechzigtausend Mark. Sie ist hart, überwiegend technischer Natur, doch mit schwerem körperlichem Training verbunden. Es wird eine strenge Auswahl getroffen, und fast ausnahmslos werden nur junge Leute genommen, denn die geistigen und körperlichen Anforderungen sind, wie das technische Wissen und die schnelle Reaktionsfähigkeit, Voraussetzung für das Fliegen eines Düsenjägers. Auch den deutschen Offizieren, die zum Teil schon über 30 Jahre alt sind, bleibt nichts erspart.

Nur die ersten 16 Wochen Vorausbildung sind militärischer Natur: Um 5 Uhr aufstehen, Sport, Exerzieren, Geländelauf, Pistolenschießen, Schule bis 4 Uhr nachmittags. In den Unterrichtsstunden der Vorausbildung wird Flugzeugkunde, Maschinenteknik, Navigationskunde, Kriegstechnik und Kriegsgeschichte mit Hilfe von Filmen und Modellen gelehrt.

Die weitere Ausbildung umfaßt den praktischen Flug. Erst mit Instruktoren, dann allein in kleinen Schulmaschinen, später in großen Kriegsmaschinen und zuletzt in Düsenjägern. Außerdem muß der Schüler im Hubschrauber fliegen können, Mutproben ablegen und sich mit Lebensrettung und Fallschirmspringen befassen. Die deutschen Piloten



sollen später Düsenjäger für die Marine fliegen und gleichzeitig als Ausbilder eingesetzt werden.

Im allgemeinen genießen die deutschen Soldaten großes Ansehen. Schon bevor die ersten im Mai 1956 ankamen, wurde ihren amerikanischen Kollegen erzählt, jetzt würden sie mal Soldaten sehen. Offiziere von amerikanischen Marinekorps, die Elitetruppen für Sonderaufgaben, haben den Deutschen schon verlockende Angebote gemacht und versucht, sie nach ihrer Ausbildung für ihre Truppe zu gewinnen.

Das heiße Klima in Pensacola ist für die Deutschen ungewohnt und lästig. Doch werden die Unterrichtsräume gekühlt und außerdem wird eine gute Verpflegung geboten. Im Ort gibt es sogar eine deutsche Gaststätte, in der sich die deutschen Soldaten treffen. Manche von ihnen wollen sogar ihre Frauen nachkommen lassen.

Den amerikanischen Soldaten bietet diese betont technische und praktische Ausbildung nach der Beendigung ihrer Dienstzeit gute Aussichten und Verdienstmöglichkeiten in der Privatindustrie.

Die meisten Piloten scheiden nach der Ausbildung wieder aus dem Militärdienst aus und werden Reserveoffiziere. Amerika läßt sich seine Sicherheit viel kosten.

Erfolgreich beendet haben die beiden deutschen Offiziere (Mitte), die schon im zweiten Weltkrieg aktiv waren, ihre Vorausbildung. Nun bereiten sie sich auf den ersten Start vor. Neben den Piloten stehen ihre Instruktoren, die sie stets begleiten.

Kapitänleutnant L. aus Köln hat seinen Beruf als Exportkaufmann aufgegeben und sich aus alter Fliegerleidenschaft wieder zur Luftwaffe gemeldet. Er ist als späterer Staffelkapitän vorgesehen worden.

Der freie Samstagnachmittag ist wahrhaftig ein Geschenk für die hartgeprüften Männer, und sie beraten eifrig, wie man die kostbare Freizeit am besten ausnutzen kann. Genügend Gelegenheit zur Unterhaltung ist hier schon vorhanden.



An Bord eines Flugzeugträgers lauschen die deutschen Soldaten den Instruktionen eines amerikanischen Offiziers. Nach dem harten Drill ist dieser theoretische Unterricht eine Erholung, und manchmal kann er sogar ganz gemütlich sein.



Auf „Los!“ geht's los... Ein deutscher Offizier am Steuer wird zusammen mit einem Mexikaner, einem Italiener und einem Franzosen auf den ersten Flug vorbereitet. Wirklich eine internationale Schule, mit sehr guter Kameradschaft.

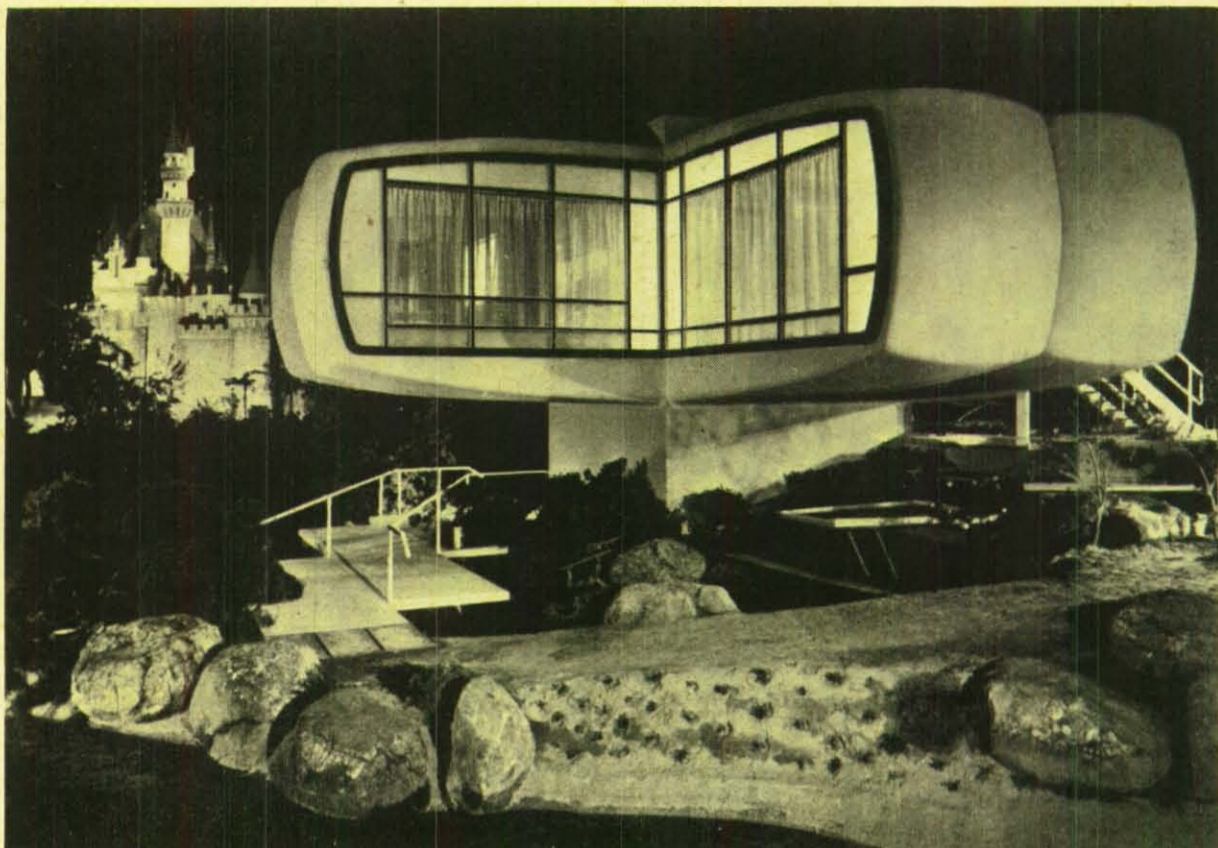
Der große Schlager — kleines Haus im Grünen

3. FOLGE

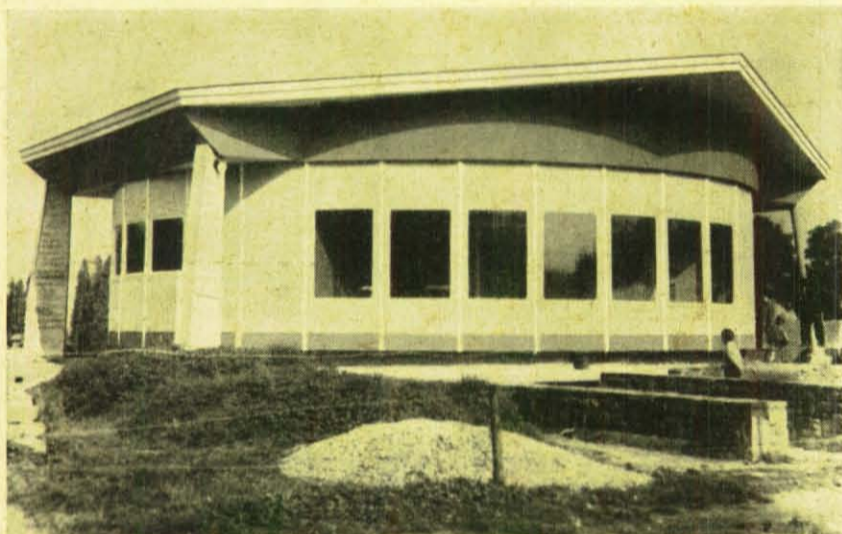
Vom Karussell zum Kunststoff

Neue Ideen, neues Material

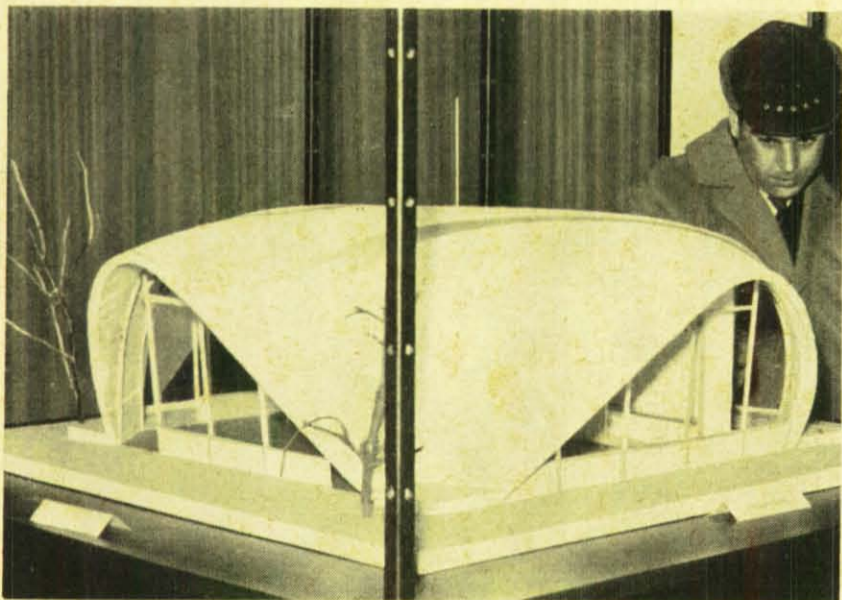
Nun greifen auch die Architekten nach den Kunststoffen, die heute die Welt erobern. Technik und Material können die Bauweise mehr oder weniger stark beeinflussen. Kugellager und Motor haben das rotierende Hotel in Tokio möglich gemacht. Wir zeigen hier ein drehbares Einfamilienhaus. Die Karussellbauten werden Einzelstücke bleiben. Das Kunststoffhaus jedoch scheint eine Zukunft zu haben. Kommt doch hier das Material, das seinem Charakter nach geschmeidig ist, dem modernen Formwillen entgegen, der das Abgerundete und Kurvenreiche liebt, wie wir es bei Möbeln und Gartenanlagen bereits vorfinden.



Vier abgerundete Flügel, die freitragend um einen Kern angeordnet sind, bilden das „Haus der Zukunft“, das ganz aus Kunststoff gefertigt ist. Es steht als Sehenswürdigkeit im Disneyland Park, einem riesigen Bezirk mit Volksbelustigungen aller Art bei Anaheim, einer Stadt mit 15 000 Einwohnern im sonnigen Kalifornien. Täglich wird das Haus von vier- bis sechstausend Menschen besucht. Sie alle bewegt die Frage, wie werden unsere Enkel und Urenkel einmal wohnen, wie sehen die Häuser aus, die von den Architekten in drei oder fünf Jahrzehnten gebaut werden. Das Haus der Zukunft, von dem wir eine Nachtaufnahme zeigen, will auf diese Frage schon eine Antwort geben.



Stets zur Sonne gedreht Herr Massau aus Vervier in Belgien hat sich ein Karussell-Haus gebaut, damit er die Sonne je nach Wunsch in den einen oder anderen Raum scheinen lassen kann. Ein Motor mit nur 1 PS treibt das Haus an. Ein Druck auf den Knopf genügt, bequem im Sessel sitzend, kann man die Landschaft rundherum wie im Film in aller Ruhe an sich vorbeiziehen lassen.



Kein Stein steht auf dem anderen Nur aus Kunststoff besteht dieses Einfamilienhaus. Sein zeltartiges, flachausgespanntes Dach wird mit einer dünnen Aluminiumschicht überzogen. Das Modell (unser Bild) wurde auf einer Stuttgarter Ausstellung viel bestaunt. Die südbadische Firma, die das Haus entwickelt hat, will das erste Exemplar bald aufstellen.

Wie sieht das Haus der Zukunft aus?

Der amerikanische Chemiekonzern Monsanto Chemical Company hat von seinem Ingenieur R. Whittier und dem Architekten M. Goddy das „Haus der Zukunft“ entwickeln lassen. Außer der Monsanto beteiligten sich zwölf weitere, führende Firmen teils mit serienmäßigen, teils mit eigens entwickelten Erzeugnissen, am Bau dieses Hauses. Darunter sind eine Firma für Kühlschränke und Klimaanlage, eine für Bodenbelag, für Chemiefasern, Anstrichfarben, Glasfasergewebe, eine für Badeeinrichtungen und Armaturen.

Mit der Gemeinschaftsarbeit sollte einmal gezeigt werden, wie die Industrie für Kunststoffe und für Chemiefasern heute zum neuzeitlichen Bauen beitragen kann und weiterhin, daß Technik und Architektur ein harmonisches Ganzes daraus gestalten können.

Das Haus der Zukunft dient nur bedingt der Gemeinschaftswerbung; denn es ist kein Musterhaus, sondern lediglich ein Modell in Lebensgröße, das weder bestellt noch gekauft werden kann. Ein großer Teil der benutzten Baustoffe und technischen Einrichtungen ist einstweilen noch nicht auf dem Markt.

Der Besucher erfährt allerdings, daß bereits 15% der amerikanischen Kunststoffherzeugnisse zu Bauzwecken verwendet werden und daß der Bedarf der Bauwirtschaft 1957 schätzungsweise 270 Millionen Kilo betrug, jeder Tag bringt neue Erzeugnisse, neue Verbindungen und neue Verwendungsmöglichkeiten. Wir leben im Zeitalter der Kunststoffe.

Nicht nur das Haus, auch seine zahllosen Besucher sind in den Versuch einbezogen. Eine Anzahl immer wiederkehrender Fragen wurde festgehalten.

An erster Stelle wollen die Besucher wissen: „Warum hat die Monsanto das Haus gebaut?“ Die Antwort lautet: „Es bildet einen Teil des mit der Bauwirtschaft gemeinsam betriebenen Forschungsprogramms und soll dazu beitragen, das Verständnis für neue Baustoffe und neue Formen zu fördern, damit die Industrie neue technische Verfahren und Hilfsmittel einführen kann.“

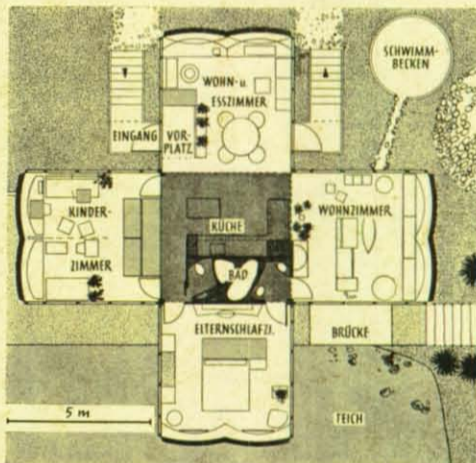
Auf die Frage: „Wie hängen Sie an diesen Wänden Bilder auf?“ erfahren die Hausfrauen: „In üblicher Weise an Haken oder wir kleben sie an.“

Natürlich interessiert auch: „Wie wird sich das Haus in Wind und Wetter behaupten?“ Die Antwort: „Ausgezeichnet. Die Außenwände des Hauses bestehen aus den gleichen beständigen und leicht instand zu haltenden Kunststoffen, die in den letzten Jahren als Farben, Boden- und Wandbelag eingeführt wurden.“

Auf die Frage: „Läßt sich das Haus wirtschaftlich kühlen und heizen?“ kann

ebenfalls eine befriedigende Antwort erteilt werden: „Die wesentlichen Bestandteile sind mit einem starren Schaumstoff von geringem Gewicht gedämmt, der keine Feuchtigkeit eindringen läßt und der den üblichen Dämmstoffen überlegen ist. Daher kann man das Haus im Sommer leicht kühlen und im Winter besser warm halten als ein anderes mit gleicher Bodenfläche.“

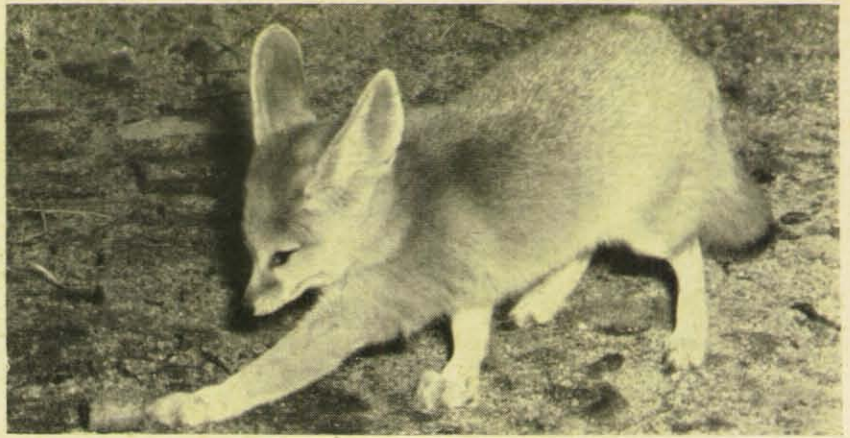
Manche Besucher wollen auch wissen: „Kann das Haus brennen?“ Sie erhalten die Auskunft: „Nein. Alle wichtigen Bau-



Der Grundriß des Hauses der Zukunft zeigt vier kreuzförmig um ein Quadrat gruppierte Zimmer von ungefähr fünfmal fünf Metern. In jedes fällt durch zwei große Fensterwände viel Licht. Im zentralen Kern befinden sich die Küche und außerdem noch zwei komfortable Bäder.

teile sind aus feuerabweisenden Baustoffen. Eine Flamme würde lediglich die Außenfläche, die ihr ausgesetzt ist, versengen.“

Von besonderem Interesse ist die letzte Frage: „Warum hat das Haus die Form eines Kreuzes?“ Antwort: „Die Kreuzform bietet auf kleiner Wohnfläche ein Höchstmaß an privater Sphäre und Ruhe für die einzelnen Familienmitglieder. Die geschwungenen Kurven der geformten Bauteile bringen es mit sich, daß der Bau für das Auge ansprechend wirkt. Er zeigt Kraft, ist geräumig und geschmeidig. Individuellen Wünschen könnte mit einer Auswahl von Grundrißplänen durch Kombinieren der Formteile entsprochen werden.“



◀ Das ist Dodo, der Fennekmann, auch Wüstenfuchs genannt. Seinen mächtigen Ohren verdankt er es, daß seine Nachtjagden auf Heuschrecken, Vögel und fette Mäuse meist mit Erfolg gekrönt sind.

▲ **Recht verspielt** ist Nickie, das Weibchen. Hin und her treibt sie den Korcken, schleudert ihn in die Luft, fängt ihn wieder auf, als ob sie das der Katze abgucken hätte. Mit der Beute macht sie es ebenso.

Dodo und Nickie

Zwei Wüstenfüchse aus der nördlichen Sahara

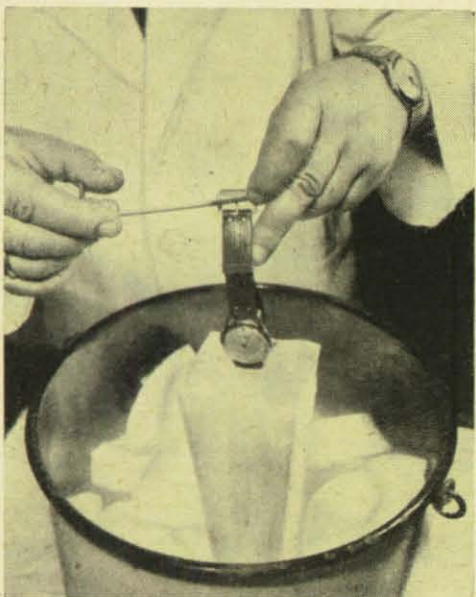
Zwei kleine Wüstenfüchse gerieten in Gefangenschaft. Sie waren knapp vierzehn Tage alt und sträubten sich. Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Die beiden Wüstenkinder heißen jetzt Dodo und Nickie und sind so zutraulich, daß sie ihrer Herrin kaum von der Seite weichen. Schon mehrmals waren sie wieder in der Sahara, begleiteten ihre Herrin auf Exkursionen, zeigten aber nicht die geringste Neigung, dort für immer zu bleiben. Die zierlichen Tierchen, die kleinsten aller Füchse, sind kaum größer als Affenpinscher und leben zur Zeit äußerst vergnügt im Frankfurter Zoo.



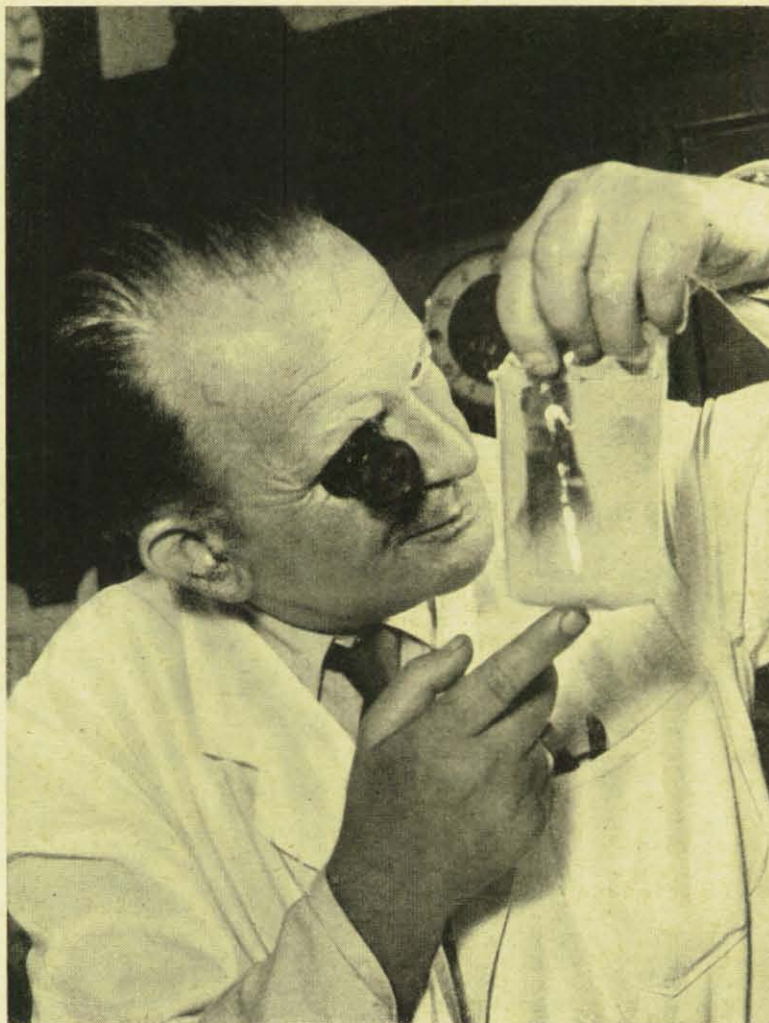
So schlafen Wüstenfüchse am liebsten! Sie ziehen den hellen, aber kalten Platz unter dem Fenster einer dunklen, warmen Kiste vor. Die Kälte scheuen sie nicht, denn auch in der Sahara sinkt die Temperatur im Winter nachts oft auf null Grad herab.

Die Stratosuhr

Wird sie den Menschen in den Weltraum begleiten?



Vor dem ersten Versuch. Uhrmacher Dunisch zeigt seine in zehnjähriger Arbeit konstruierte luft- und wasserdichte Stratosuhr, bevor er sie einfrieren läßt. Die größte Schwierigkeit machte eine wirksame Dichtung für die Aufziehkronen.



Selbst eine garantiert wasserdichte Uhr entgeht auf die Dauer nicht der Reparatur. Anders aber ist es mit der Stratos-Uhr, die auch luft- und gasdicht verschlossen und somit die erste absolut wasserdichte Uhr der Welt ist.



▲ **Nichts passieren** kann dieser Uhr. Auch nicht, wenn sie, wie hier zu sehen ist, auf der erhitzten Haut von kaltem Wasser überspült wird. Die Luftfüllung kann sich nämlich von außen nicht erneuern. Deshalb ist sie hundertprozentig dicht.

◀ **Mit der Lupe** beobachtet der Erfinder den Sekundenzeiger der im Eise eingeschlossenen Uhr. Zur Sicherheit trägt die Stratosuhr im Ziffernblatt eine sinnvolle Einrichtung, die anzeigt, ob die Uhr durch einen Fehler undicht geworden ist.

Du wirst die Zukunft noch erleben

Copyright: Gebr. Weiß-Verlag

Nach 25 Jahren Dauerschlaf erwacht der Reporter Egon Larsen in einem Krankenhaus, das von Professor Naidu geleitet wird. Gut hat er das Schlafexperiment überstanden und macht sich nun daran, die Welt des Jahres 1983 zu entdecken. Wunder über Wunder erlebt er im Haushalt der Naidus und auf den Straßen der völlig veränderten Städte. Mit der Pressechefin der Weltregierung unternimmt er eine Weltreise und besucht in New Delhi eine automatische Fabrik. In Neapel lernt er das erste Freizeitgericht kennen und nimmt an einer Gerichtsverhandlung teil, in der ein Neapolitaner wegen „Verbrechens aus Langeweile“ zur Kur im Freizeitlager Nicosia verurteilt wird. Er erfährt dann, wie dort „Zwangspatienten“ wieder zu vollwertigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden.

7. Fortsetzung

Ich sah verständnislos von einem zum andern. „Verstehen Sie nicht?“ rief Frau Dr. Kemp. „Solch ein Erlebnis kann ihm den Glauben an die Gerechtigkeit der Weltordnung nehmen und ihn zum Raufbold und Tunichtgut machen. Er will sich an allem und jedem rächen für das, was ihm angetan wurde.“

„Ich glaube, Sie werden unsere Methode am besten begreifen, wenn Sie sich unser Freizeitlager etwas genauer ansehen“, meinte Dr. Meschkow. „Hätten Sie Lust, unserem Besucher alles zu zeigen, Frau Dr. Kemp?“

Was ich in den nächsten Tagen zu sehen bekam, war ein einziger ungeheurer Kindergarten für Erwachsene — für Menschen, die erst lernen mußten, wie man spielt. Die ganze Insel diente diesem Zweck. Der Grundgedanke, dem man eine gewisse imponierende Weitsicht zubilligen muß, war der: trotz aller modernen psychometrischen und Berufsberatungsmethoden gelingt es nicht, die Menschen immer in diejenige Laufbahn zu lenken und ihnen diejenige Ausbildung zu geben, die ihren Fähigkeiten und Interessen am meisten entspricht. Dies ist einer der Hauptfaktoren, die der Zufriedenheit und Ausgeglichenheit der Menschen Hindernisse in den Weg legen. Eng damit im Zusammenhang steht die Unfähigkeit einer großen Zahl von Berufstätigen, die viele freie Zeit, die sie heute zur Verfügung haben, zu ihrer eigenen Befriedigung auszunützen. Die Psychologen des Freizeitlagers sind der Auffassung, daß ein Ausgleich zwischen Arbeit und Freizeit bei dem einzelnen Menschen hergestellt werden, und daß man den Menschen, die es nicht von allein können, dabei helfen muß.

Das „Laboratorium“ hätte nie das nötige Menschenmaterial, die erforderliche Anzahl von „Versuchskarnickeln“ zusammenbekommen, wenn es sich auf Freiwillige hätte beschränken müssen. So organisierte die Weltregierung die Verschickung von „Delinquenten aus Langeweile“ nach Nicosia. Aber ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß ich mich auf dieser Insel unter Leuten befand, die wegen ihrer asozialen Handlungen hierher zwangsverschickt worden waren. Im Gegenteil! Zypern schien von Menschen bevölkert zu sein, die ein ganz persönliches Interesse an dem hatten, was sie gerade taten.

„Wir nennen sie Rekonvaleszenten“, sagte Frau Dr. Kemp, als sie mit Maika

und mir die große Tour begann. „Sie sehen sie alle bereits im Zustand der Genesung. Wenn wir die Bänder abgehört und die Besprechungen mit den Patienten durchgeführt haben, wissen wir im allgemeinen, was sie sich vom Leben erwarten. In der Hälfte der Fälle ist es der falsche Beruf, den sie ergriffen haben; oft ist es das falsche Land, in dem sie leben; und fast immer ist es die falsche Freizeitbetätigung, der sie nachgegangen sind. Natürlich ordnen wir Ärzte nicht diktatorisch an, was der Patient tun soll; er kommt mit unserer Hilfe ganz von selbst darauf, was er im Leben tun kann und will — und danach teilen wir ihn einer der Hausgruppen zur Rekonvaleszenz zu.“

Wir fuhren in dem Wagen der Ärztin an der fünfzehn Kilometer langen Siedlung von Bungalows vorbei, die sich von Nicosia bis fast nach Famagusta erstreckte.

„Wollen Sie sich eine dieser Hausgruppen ansehen“, fragte sie. „Halten wir auf gut Glück — hier zum Beispiel.“

Acht „Rekonvaleszenten“ bewohnten den Bungalow, fünf Männer und drei Frauen; hier wie in jeder „Hausgruppe“ waren Altersklassen, Nationalitäten und Kulturstufen absichtlich gemischt — ein Grundsatz, den die Weltregierung in ihren sämtlichen Institutionen durchführte und der sich gerade hier als besonders zweckdienlich erwies. Meist wurde Interlingua oder Englisch gesprochen.

Zu der Hausgruppe, die wir besuchten, gehörten ein paar interessante Fälle. Da war ein junger Spanier — eine „entgleiste Existenz“, wie wir ihn noch vor zwanzig Jahren genannt hätten. Man hatte ihn als Maschinenschlosser für Vollautomaten ausgebildet, er verdiente gut, wußte aber in der Freizeit nichts mit sich anzufangen. Schließlich tat er sich — aus purem Übermut, so schien es — mit einer Bande von Berufsverbrechern zusammen und führte die waghalsigsten Einbrüche aus, wobei er mit Vorliebe lebensgefährliche Klettereien unternahm. Das erbeutete Geld verschwendete er mit Mädchen.

Wir trafen ihn in seinem Zimmer an. Er trug ein rotes Trikot und begrüßte uns, von einem Trapez mit dem Kopf nach unten hängend. „Es war kein Kunststück, herauszubekommen, daß er schon immer davon geträumt hatte, Zirkusartist zu werden“, sagte die Ärztin. „Zum Glück nimmt diese alte Unterhaltungsform jetzt wieder solch einen Aufschwung, daß es nicht schwer sein wird, ihn unterzubringen.“

Seine Zimmernachbarin war eine Ungarin mittleren Alters; der Leiter der

Hausgruppe, selbst ein ehemaliger Patient, ließ uns einen Blick in ihre Akte werfen: Sie hatte sich recht und schlecht als Büroangestellte durchgebracht — und zweimal war sie als blinder Passagier geschnappt worden: einmal mit gefälschter Flugkarte in einer Maschine, die nach Australien flog, und einmal in der E-Bahn von Wien nach Hamburg. Jetzt studierte sie in der Zentralbibliothek von Nicosia Berge von Reiseführern; Cook hatte sie ab 1. Januar als „Kurier“, das heißt Begleiterin, für die neue „Reise um die Erde in 8 Tagen“ engagiert, die sich so großer Beliebtheit erfreute. „Denken Sie, da ist ein Kamelritt durch die Wüste eingeschlossen, ganz im alten Stil“, erzählte sie uns begeistert. „In Grönland wird ein Eskimo-Iglu besucht, in Moskau ißt man zu Mittag im Kreml, in Australien wird ein Raketenstartplatz besichtigt, und auf dem Nanga Parbat ist Zwischenlandung...“

Wir wurden unterbrochen. Der Leiter der Hausgruppe, sichtlich erregt, flüstert der Ärztin etwas ins Ohr.

„Kommen Sie schnell“, sagte sie. „Da ist ein Rückfall — ein paar Häuser weiter.“

Als wir auf der Straße waren, knallte ein Schuß — dann noch einer und noch einer. Eine Menschenmenge, die sich angesammelt hatte, stob auseinander. Ein Mann in unauffälliger, uniformähnlicher Kleidung — der erste Polizist, den ich auf Zypern sah — warnte uns davor, weiterzugehen. „Überlassen Sie das uns, Doktor“, sagte er zu unserer Begleiterin. „Da kann die Psychologie nicht mehr helfen...“

„Sparen Sie sich Ihren Sarkasmus“, sagte Frau Dr. Kemp. „Berichten Sie lieber, was geschehen ist.“

„Genaueres weiß ich nicht. Einer im Haus 685 soll versucht haben, eine Frau umzubringen. Die Hausbewohner haben ihn daran gehindert und ihn eingesperrt, bis wir ihn herausholen.“

„Aber woher hat er denn die Schußwaffe?“

„Neulich wurde im Historischen Museum von Limassol eine alte Pistole gestohlen. Gewiß war er das! Aber es wird nicht lange dauern, bis er herausgeholt wird. Die Streife arbeitet mit Antienergias... Sehen Sie? Da kommt er schon.“

Ein Mann wurde aus 685 halb geführt, halb getragen. Seine Schritte schleppten, sein Kopf hing herunter; aber Frau Dr. Kemp erkannte ihn doch. „Das war ein schwerer Fall — ein Kollege hat mich damals zur Beratung zugezogen. Sexualvergehen. Wir glaubten schließlich, es sei alles in Ordnung. Das war unser Fehler. Im allgemeinen hilft dieses kameradschaftliche Zusammenleben der Geschlechter in den Hausgruppen gerade bei solchen Patienten. Aber wir müssen Rückfälle riskieren — im Interesse der vielen tausend Menschen, denen unser System hilft.“

Der Wagen mit dem „Rückfall“ fuhr vorbei, zurück nach Nicosia. „Was geschieht mit solchen Menschen? Zuchthaus oder Irrenanstalt?“ fragte ich.

Frau Dr. Kemp lächelte. „Weder das eine noch das andere. Warum sollen wir einen Kranken dafür bestrafen, daß wir ihn nicht kuriert haben? Er kommt zurück ins Sanatorium... und wir fangen wieder von vorn an.“

„Mich interessiert eine andere Frage“, sagte Maika. „Dieses Zusam-

menleben in den Hausgruppen... führt das nicht zu allen möglichen Liebesaffären? Oder ist man vielleicht sogar interessiert daran?“

„Ja, das ist tatsächlich der Fall“, erwiderte Frau Dr. Kemp. „Als Psychologen und Psychosomatiker glauben wir, daß die Beziehungen von Geschlecht zu Geschlecht eine große Hilfe bei der Rekonvaleszenz bedeuten. Wir sind keine Moralprediger, der Begriff des Unmoralischen existiert für uns nicht. Wenn man uns darum bittet, geben wir z. B. auch Ratschläge zur Geburtenkontrolle. In gewissen Fällen ist die Aufnahme von Beziehungen zwischen zwei Rekonvaleszenten für ihre völlige Heilung einfach unerlässlich; eine große Zahl asozialer Menschen kann sich normalerweise an keinen Partner anschließen, und die Entwicklung solcher Beziehungen stellt dann oft den Beginn ihrer Eingliederung in die Gemeinschaft dar. Aber...“ Sie unterbrach sich und lächelte.

„Aber?“ fragte Maika.

„Nun, obwohl wir keine besondere Propaganda für die Ehe machen, geben unsere Patienten ihr vor dem freien Zusammenleben den Vorzug. Schließlich suchen sie doch eine engere Bindung, und die Ehe gibt ihnen das Gefühl, festen Boden unter den Füßen zu haben. In unserem Freizeitlager wird tatsächlich eine große Rekordzahl von Ehen geschlossen, und zwar gewöhnlich zwischen Menschen, die sich nicht etwa als Angehörige derselben Hausgruppe begeben sind, sondern als Liebhaber des gleichen Steckpferdes.“

„Das klingt nicht allzu romantisch“, sagte ich.

Danach verabschiedeten wir uns.

Sterben kommt aus der Mode

Zwei Meter vor dem Lehnstuhl, in dem ich saß, war ein grünes Licht. Es nahm an Helligkeit zu und ab in einem Rhythmus, auf den ich aus irgendeinem merkwürdigen Grund Einfluß zu haben schien. Erst nach einer Weile kam ich darauf, was es mit dem Licht für eine Bewandnis hatte: Es wurde schwächer, wenn ich einatmete, und stärker, wenn ich ausatmete. Ich war allein, und der Raum befand sich im Halbdunkel.

Zugleich hörte ich einen angenehmen, orgelartigen Ton, der im gleichen Rhythmus leiser und lauter wurde. Etwa zwanzigmal in der Minute glomm das Licht auf, verstärkte sich der Orgelton.

Und dann geschah etwas Eigenartiges. Der Licht- und Tonrhythmus wurde allmählich langsamer, und ebenso mein Atem. Es war, als wäre er durch ein unsichtbares, aber selbst mit größter Willensstärke nicht auszuschaltendes Getriebe an Licht und Ton gekoppelt...

Dann wußte ich nichts mehr.

Als ich zu mir kam, saß ich noch immer im gleichen Lehnstuhl, aber in einem ganz anderen Raum — einem hellen, freundlichen Krankenzimmer. „Sie können jetzt aufwachen!“ waren die Worte, die ich noch aus dem Unterbewußtsein mit in den bewußten Zustand herübernahm; sie mußten wohl ein paar Sekunden vorher von dem ernstesten jungen Mann gesprochen worden sein, der im durchsichtigen Arzt-Overall vor mir stand. Hinter ihm tauchte das vertraute Gesicht Dr. Naidus auf. Ein schwaches Ziehen im Unterkiefer rief mir in die Erinnerung zurück, daß ich mich hier in der neuen Berliner Universalklinik einer Zahnoperation unterzogen hatte. Ich fühlte mit der Zunge: Der Zahn, der mich geärgert hatte, war nach wie vor an seinem Platz. Aber er tat nicht mehr weh.

„Was haben Sie eigentlich mit mir gemacht?“ fragte ich. „Ich dachte, Sie wollten mir nur eine neue Füllung geben!“

Der ernste junge Mann lächelte ein wenig. „Was haben Sie denn erwartet? Eine Spritze, einen Bohrer, ein Sabberlätzchen über dem Schlipps? So hat man vielleicht vor fünfundzwanzig Jahren Zähne behandelt.“

„Sie müssen es unserem Patienten schon etwas deutlicher erklären“, meinte Dr. Naidu. „Heute nimmt man den Zahn heraus — was man früher ‚Ziehen‘ genannt hätte —, behandelt ihn in aller Gemütlichkeit im Laboratorium und setzt ihn dann wieder ein. Das klingt natürlich einfacher, als es ist; dazu gehören chemische Präparate, die das Herausnehmen ermöglichen, indem sie Zahnfleisch und Kiefer an der betreffenden Stelle lockern, und wiederum andere Präparate, die sofort nach dem Wiedereinsetzen für das schnelle ‚Zuwachsen‘ sorgen.“

„Aber Sie müssen mich doch narkotisiert haben! Haben Sie mich betäubt, als ich im Wartezimmer saß — oder hatte das grüne Licht und der merkwürdige Orgelton etwas damit zu tun?“

„Allerdings“, sagte der ernste junge Mann. „Sie sind mechanisch hypnotisiert worden. Der Rhythmus des Lichts und des Tons stellt sich erst auf Ihren Atemrhythmus ein und reduziert sich dann automatisch von etwa 12 auf 6 Atemzüge in der Minute. Innerhalb von fünf Minuten sind Sie in einem Halbschlaf, und dem behandelnden Hypnotiseur — in diesem Falle mir — ist damit die Hauptarbeit abgenommen. Ich brauche Ihnen dann nur noch den Befehl zu erteilen, tief und fest zu schlafen, keine Schmerzen zu spüren und sich an nichts zu erinnern. Dann beginnt der Zahnarzt seine Arbeit. Das Aufwecken besorgt wieder der Hypnotiseur. Sie sehen, man hat die Hypnose völlig ihres Geheimnisses beraubt, von dem sie früher umgeben war, und ein praktisches, nüchternes-Hilfsmittel der Heilkunde daraus gemacht.“

Es war ein glücklicher Gedanke, Berlin zum Sitz der modernsten Klinik unserer Zeit zu machen. Denn Deutschland hatte von jeher auf dem Gebiet der Medizin eine bedeutende Rolle gespielt.

Als Dr. Naidu mich einlud, zur „Einweihung“ der neuen Klinik mitzukommen, erwartete ich den früher üblichen Festakt mit feierlichen Reden, Bänderdurchschneiden und Spaziergang durch die noch leeren Räume. Aber mit solchen Dingen verlor man jetzt keine Zeit mehr; „Einweihung“ hieß nichts anderes als Besichtigung eines neuen Unternehmens, dessen Betrieb soeben voll aufgenommen wurde, durch Fachleute aus aller Welt, die von den neuen Eindrücken für ihre eigene Arbeit profitieren konnten. Wir erlebten daher in allen Abteilungen der Universalklinik die Alltagspraxis.

Und in allen Abteilungen wurde uns bewußt, wie sehr das psychosomatische Prinzip die Behandlung jeder Art von Beschwerden beherrschte. „Wir glauben nicht an rein organische oder rein seelische Leiden“, erklärte Dr. Naidu. „Die meisten Krankheiten stellen eine Mischung von beidem dar; Ursachen und Symptome müssen unter beiden Gesichtswinkeln betrachtet werden. Wir haben aufgehört, den Menschen in ‚Körper‘ und ‚Seele‘ aufzuteilen. Schlaftherapie, Gruppenentspannung und Atemübungen sind die heute allgemein anerkannten Methoden der Behandlung.“

„Aber sicher können Sie doch Infektionskrankheiten nicht einfach durch Schlaf des Patienten heilen?“

„Doch, das können wir“, erwiderte Dr. Naidu. „Natürlich bekommt er seine Antibiotika, aber wir können seine Genesung wesentlich beschleunigen, indem wir ihn seine Krankheit ausschlafen lassen. Das gilt ebenso für Kinderkrankheiten wie Diphtherie, Scharlach und Kinderlähmung — die heute nur noch selten vorkommt —, wie auch für traumatische und organische Leiden — Verbrennungen, Brüche, Nierenkrankungen, neuralgische Beschwerden und sogar Diabetes. Der Schlaf hat sich auch in den meisten Fällen von seelischen Störungen als hilfreich erwiesen, wie z. B. bei Hysterie, Psychosen, Nervenzusammenbrüchen, ja sogar bei Schizophrenie.“

Welche große Bedeutung die Universalklinik der Heilwirkung des Schlafes beimißt, erhellt aus der Tatsache, daß der Schlafsaal bei weitem den größten Raum innerhalb der Klinik einnahm. Mittels schalldichter Vorhänge war er

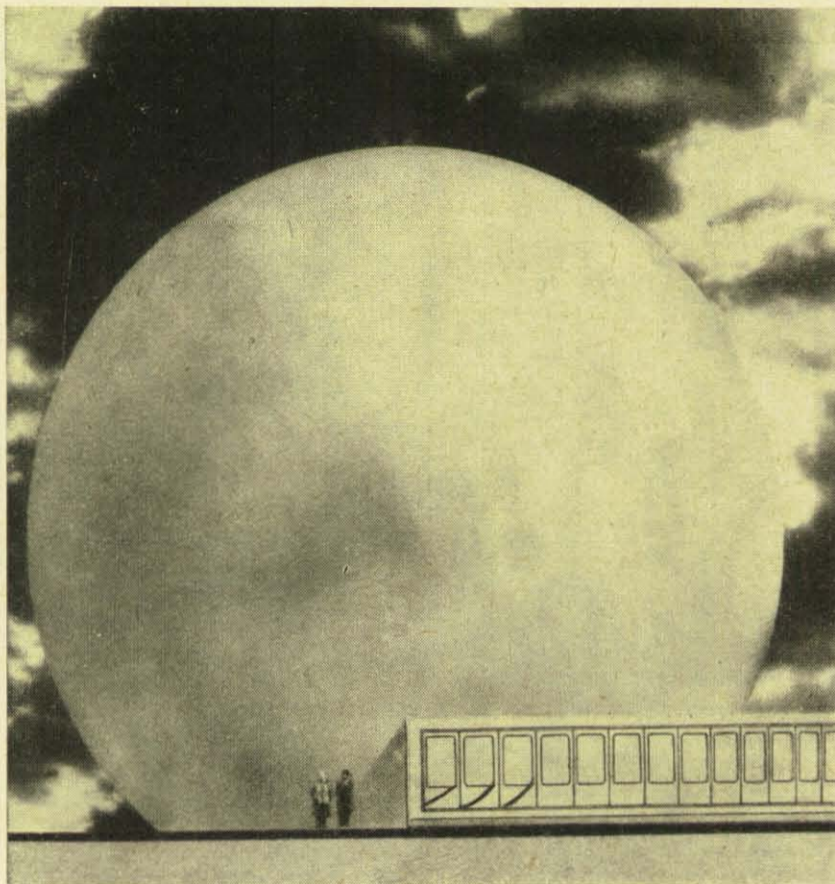
in Kabinen aufgeteilt, in denen jeweils ein Bett stand. Die Patienten bekommen einschläfernde Medikamente, werden aber gleichzeitig mit grünem Licht und hypnotischen Tönen behandelt. Dreimal am Tage wurden die Patienten durch schwachen Glockenklang aufgeweckt und gewaschen. Je mehr sich ihr Zustand besserte, um so länger wurden ihre wachen Stunden ausgedehnt, und sie bekamen sogar Gelegenheit, ihren eigenen Fortschritt zu beobachten.

In der neurotherapeutischen Abteilung konnten wir der Behandlung einer Patientin, einer Sechzigerin, beiwohnen, die seit Jahren unter Hüftgelenksaffektionen und rheumatischen Beschwerden litt. Als sie von der Eröffnung der Universalklinik gelesen hatte, war sie sofort aus ihrem kleinen holsteinischen Dorf nach Berlin gereist. „Wenn ich nur wieder eine Treppe hinaufsteigen könnte“, hatte sie geseufzt. „Wenn ich nur die furchtbaren Schmerzen loswürde!“

Die Schwester hatte eine Spritze mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt. „Öffnen Sie den Mund — weit —, so ist's

wird, jetzt aber erst allgemeine Anerkennung gefunden hat.“

Die moderne Neuraltherapie — das erfuhr ich aus dem Gespräch des Arztes mit Dr. Naidu, als die Patientin gegangen war — arbeitete ausgiebig mit Impletol. Die verschiedensten Leiden, die auf Störungen des vegetativen Nervensystems zurückzuführen waren, wurden damit behandelt — rheumatische Beschwerden und Blasenleiden, Angina pectoris und Mittelohrentzündung, vor allem aber Folgeerscheinungen von früheren Verletzungen und Operationen. Selbst bei multipler Sklerose konnten Erfolge erzielt werden. Entscheidend war dabei der Ort, an dem die Einspritzung vorgenommen wurde; das eigentliche Störungszentrum, das oft weit von der kranken Stelle entfernt lag, mußte durch genaue Untersuchung festgestellt werden, und dort fand die Injektion statt. Manchmal waren es die Mandeln, manchmal eine alte Blinddarmnarbe, und manchmal mußte die Einspritzung direkt in die Ganglien erfolgen. So kam es zu scheinbaren Wunderkuren...



Ein Gigant aus blinkendem Stahl! In einigen Wochen schon soll es diese gewaltige Kuppel in Toulouse geben. Sie wird einen Durchmesser von 26 Meter aufweisen und soll dem Laboratorium für elektronische Optik zu Untersuchungen dienen.

recht“, sagte der Arzt und gab ihr eine Injektion in den Oberkiefer. „Und nun stehen Sie auf und gehen Sie durchs Zimmer.“

Die Bauersfrau kletterte aus dem Behandlungsstuhl und suchte nach ihrem Stock; aber der Arzt hatte ihn fortgenommen. „Sie können jetzt ohne Stock gehen“, sagte er lächelnd.

Ungläubig starrte sie den Arzt und die Krankenschwester an. Dann versuchte sie zu gehen — mit Händen, die noch immer nach einer Stütze zu tasten schienen. Sie machte zwei, drei Schritte... und wartete auf die Schmerzen. Aber es kamen keine Schmerzen mehr.

Der Arzt ließ die Patientin eine Rumpfbeuge machen. Als sie sich wieder aufrichtete, hatte sie Tränen in den Augen. „Es ist ein Wunder!“ rief sie aus, „ich kann's nicht glauben. Bin ich wirklich wieder ganz gesund?“

„Noch nicht ganz, aber morgen kommen Sie wieder. Ich gebe Ihnen acht Tage lang Spritzen, dann können Sie wieder nach Hause fahren.“

Selbst Dr. Naidu war tief beeindruckt. „Impletol?“ fragte er seinen Kollegen.

„Ja, es heißt Impletol und ist gar kein Wundermittel, sondern Coffein und Novocain in einer Verbindung, die schon seit dreißig Jahren verwendet

„Sind es vielleicht doch nur die Schmerzen, die da in ein paar Sekunden beseitigt werden?“ fragte ich.

„In vielen Fällen beseitigt die erste Spritze wirklich nur die Schmerzen“, sagte der Neurologe. „Aber mit den weiteren Spritzen setzt im allgemeinen die echte Heilung ein. Vergessen Sie bitte auch nicht, wie wichtig es ist, daß der Patient an die Wirksamkeit der Behandlung glaubt — und dieser Glaube setzt ein, wenn der Schmerz aufhört!“

In der Abteilung Radiotherapie sahen wir das neueste, mit 10 Millionen Volt arbeitende Mesongerät für Tiefenbestrahlung. In der Chirurgie wohnten wir der unblutigen Operation einer Gehirngeschwulst mit Ultraschallwellen bei. Im Flügel der Psychoanalytiker gerieten wir zu meinem Erstaunen in die meteorologische Abteilung: Es hatte sich herausgestellt, daß bei der Auffindung und Beseitigung neurotischer Störungen das Wetter eine wesentliche Rolle spielen konnte, denn in vielen Fällen reagierten die Patienten stark auf Regen, Wind, Gewitter und Schnee.

Wir verbrachten natürlich eine ganze Weile in der Tiefkühlungsabteilung, an der Dr. Naidu und ich ein besonderes Interesse hatten. Bei Operationen, kom-

plizierten Heilvorgängen, bei Behandlung von schweren Unfällen und bei manisch-depressiven Erkrankungen bedeutete die Anwendung der Tiefkühlung des Patienten eine große Hilfe zur Heilung. Ich wollte wissen, ob an der Berliner Universalklinik viele Experimente durchgeführt wurden.

„Wir experimentieren nur, um zu heilen“, erklärte Professor Korff, der Leiter der gesamten Klinik, den wir nach unserem Rundgang besuchten. „Ich glaube, das Zeitalter der ‚wilden‘ Versuche, die in der einen Richtung vorstoßen und dann zum Erstaunen des Forschers selbst an einem ganz anderen Ziel ankommen — diese Zeit ist vorbei. Wir dürfen mit einem gewissen Stolz sagen, daß wir die Forschungsmethoden, wie sie noch vor etwa zwanzig Jahren üblich waren, nicht mehr nötig haben. Denken Sie an das zusammenhanglose, unorganisierte Herumsuchen nach dem sogenannten Krebs-erreger! Alle paar Tage wurde in irgendeinem Land einer gefunden. Heute ist die wissenschaftliche Forschung der Welt so aufeinander abgestimmt, daß die besten Köpfe nicht gegeneinander, sondern zusammenarbeiten, auch wenn sie durch Erdteile voneinander getrennt sind; keiner braucht in jahrelanger Arbeit den Forschungsweg eines anderen zu wiederholen, wie dies früher immer wieder geschah, als die Wissenschaftler noch ihre Absichten, Methoden und Errungenschaften ängstlich geheimhielten, damit ihnen kein anderer zuvorkäme und ihnen den Entdeckerruhm streitig machte... Ich will nicht behaupten, daß wir schon beim Idealzustand der wissenschaftlichen Zusammenarbeit angelangt sind; aber wir haben viel erreicht.“

Und er zählte auf, was der Medizin seit der Jahrhundertmitte gelungen war. Die „Massenmörder“ unter den Krankheiten waren erkannt und unschädlich gemacht: Krebs und Tuberkulose, Schlafkrankheit und Leukämie, zu hoher Blutdruck, spinale Kinderlähmung, alles Leiden, die sich dank der zur Verfügung stehenden Gegenmittel nicht mehr schlimmer auswirkten als ein Schnupfen, ein Schnupfen von 1957, denn endlich hatte man auch mit den Erkältungskrankheiten aufzuräumen vermocht...

„Es besteht eigentlich kein rechter Grund mehr, warum die Menschen, die im letzten Viertel unseres Jahrhunderts aufwachsen, nicht mindestens 120 Jahre alt werden und noch den Neujahrspunsch von Anno 2100 genießen sollten“, fuhr Professor Korff fort. „Unsere Generation lebt im Durchschnitt bereits 35 Jahre länger, als die vor 1900 Geborenen. Leute von 90 und 100 Jahren, die noch im Vollbesitz ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten sind, gehören heute nicht mehr zu den Ausnahmen. Wir haben viel über den einst so rätselhaften Vorgang des Alterns erfahren; wir wissen, welche Funktionen allmählich nachlassen und warum, und welche Teile des Körpers am meisten dem Verbrauch und der Abnutzung unterworfen sind. Wir haben die Gegenmittel. Das Altern ist nämlich ein biochemischer Prozeß, und ihm kann daher durch biochemische Mittel begegnet werden; freilich ist es zugleich auch ein psychosomatischer Vorgang. Kommen Sie mit!“

Zwei Minuten später spazierten wir durch die Regenerationsabteilung. Im Wartezimmer saßen, in angeregter Unterhaltung begriffen, Männer und Frauen in mittleren Jahren — so erschien es mir jedenfalls; die Wände des Raums hingen voller Ankündigungen von Tanzveranstaltungen, Amateurorchestern, Sportwettkämpfen, und manche der Wartenden machten sich eifrig Notizen, wann und wo man sich zur Teilnahme melden konnte. Wenn ich mich nicht sehr täuschte, so saßen einige der Männer und Frauen in der unverkennbaren Art von Liebespaaren beisammen...

„Keiner ist unter achtzig“, flüsterte uns Professor Korff zu und schloß die Tür.

Wir kamen an den Behandlungszellen vorbei, in denen in schneller Folge die Patienten ihrer monatlichen Regenerationskur unterzogen wurden.

(Schluß folgt)

Tausendjährige Kultur in der Grünen Hölle

Auf den Spuren der sagenhaften Maya-Reiche



In den Ruinen von Copan wurde dieser in Stein gehauene Kopf gefunden. Copan war eine der großen Städte des ersten Maya-Reiches und liegt an der Grenze zwischen dem westlichen Honduras und dem östlichen Guatemala. Heute gibt es dort schon einen Flugplatz, auf dem solche Skulpturen zu sehen sind.



Überreste einer Treppe zu einem riesigen Tempel in Copan. Der Urwald hat wieder von dem Gebiet Besitz ergriffen, das die ersten Mayas ihm in hartem Kampf abgerungen haben. Unermesslich sind die Schätze an Gebäuden und Skulpturen, die noch unerforscht unter dem grünen Teppich des Dschungels verborgen liegen. Die Geschichte der Mayas reicht wahrscheinlich vom Jahre 300 vor Chr. bis in die Neuzeit. Sie müssen ein Volk mit hoher Kultur gewesen sein.



Mit großen Augen bestaunt dieses Kind die Wundermaschine des Fotografen. Es gehört zum Stamme der Lacandons, den letzten Nachkommen der Mayas. Sie leben als Wilde in Hütten, die keine Wände haben. Eine ihrer Lieblingsspeisen ist Affenfleisch. Sie sind leidenschaftliche Raucher von Kind an.

Vollkommen freigelegt sind die Städte des zweiten Maya-Reiches Chichen Itza und Uxmal. Beide liegen in Yukatan (Mexiko). Mitten im tiefsten Urwald bauten die Mayas riesige Städte und Heiligtümer. Ihre goldene Zeit war die von etwa 300 vor Chr. bis 500 nach Chr. Dann muß etwas Ungewöhnliches geschehen sein: die Mayas verließen ihre Siedlungen, zogen durch riesige Urwälder, um an anderen Stellen neue Städte aufzubauen.



Das älteste Zeugnis der Mayas stammt wohl aus dem Jahre 162. Die einzelnen Maya-Stämme waren gegliedert in Fürsten, Adel, Freie und Sklaven, mit einer innigen Durchdringung geistlicher und weltlicher Macht. In den Jahrhunderten 300 bis 1000 blühte ein erstaunlicher Städtebau auf. Das erste Maya-Reich war ein Nebeneinander von Stadtstaaten. Mit Hilfe künstlicher Bewässerung wurden außer Mais, dem Hauptnahrungsmittel, auch Bohnen, Baumwolle, Kartoffeln und Pfeffer angepflanzt. Schokolade und Tabak waren bekannt. Das Eindringen der Spanier (1524) vollendete den schon begonnenen kulturellen Niedergang des Maya-Reiches. Bei den heutigen Mayas blieb nur das alte Brauchtum der damaligen Unterschicht erhalten.



◀ Die täglichen „tortillas“, kleine Brotfladen, kneten diese Hände. Die Bewegungen der Finger sind von einem ganz bestimmten Rhythmus belebt, der von Generation zu Generation überliefert wurde. Alle Maya-Frauen haben das gleiche getan in den vergangenen dreitausend Jahren.

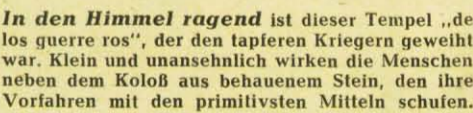
▲ Der Häuptling der Lacandons heißt „Moonray“ (Strahl des Mondes). Für den täglichen Gebrauch hat er sich jedoch den spanischen Namen des berühmten Generals Obregon zugelegt. Und immer, wenn ein fahrender Händler den Häuptling mit diesem schmeichelhaften Namen anredet, macht er ein gutes Geschäft.



Voller Mißtrauen beobachtet die junge Maya-Frau unseren Reporter, der sie auf dem Weg zum Markt überraschte. Die Mayas haben stark mongolische Züge und verraten einen asiatischen Ursprung.



▶ Voll wilder Romantik ist das Dasein der Lacandons. Die Männer leben in einer Doppellehe. Sie haben eine sogenannte Lieblingsfrau und eine „Sklavenfrau“. Die Sklavin muß sämtliche Arbeiten verrichten. Die Männer gehen nur auf die Jagd. Unser Bild: die Lieblingsfrau und die Tochter des „großen“ Häuptlings Obregon Moonray.



◀ In den Himmel ragend ist dieser Tempel „de los guerre ros“, der den tapferen Kriegern geweiht war. Klein und unansehnlich wirken die Menschen neben dem Koloz aus behauenen Stein, den ihre Vorfahren mit den primitivsten Mitteln schufen.



▲ Ein junger Bauer kehrt bewaffnet von seinem Feld zurück, das die Nachkommen der Mayas „milpa“ nennen. In einem Korb, der mit einem Band an der Stirn befestigt ist, bringt er Mais in seine Hütte. Aber der junge Mann ist nicht irgendwer: er heißt Antonio Xiu und ist nachweislich ein Nachkomme des ältesten Maya-Stammes.



Neu im Unterricht:

Die Hobby-Stunden

Eine Münchener Volksschule weist den Weg



Das königliche Spiel — sehr gefragt! Hinter seine Geheimnisse zu kommen, ist nicht einfach. Die Stadt tat darum gut daran, einen Schachprofessor zu engagieren, unter dessen sicherer Anleitung es den Schülern schon zweimal gelang, siegreich aus den heiß umkämpften Schachmeisterschaften der Münchener Volksschulen hervorzugehen.

Stunden-Ordnung Volksschule an der Dachauer Str.

Schulzeit	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonntag
1. Std. 8-9	Deutsch	Religion	Sachunterricht	Deutsch	Sachunterricht	Deutsch
2. Std. 9-10	Rechnen	Rechnen	Sachunterricht	Rechnen	Sachunterricht	Rechnen
3. Std. 10-11	Deutsch	Deutsch	Sachunterricht	Religion	Deutsch	Werken
4. Std. 11-12	Zeichnen	Sachunterricht	Hobby-	Rechnen	Deutsch	Werken
5. Std. 12-13	Zeichnen	Musik	Stunde	Sachunterricht	Religion	Werken
1. Std. 13-14						



Ein Musikus, ein Musikus — weiß immer, was er blasen muß. Und diese Schüler wissen es unverkennbar auch. Als „Hobby“ nimmt der Bläserchor in der Volksschule an der Dachauer Straße eine Sonderstellung ein, zumal er seine Existenz der Initiative eines Privatmusiklehrers verdankt. Die jungen Bläser sind stolz auf ihre Kunst.



Die Gärtnerei im Klassenzimmer erfreut sich größter Beliebtheit. Buben und Mädchen haben sich ihr verschrieben und die Blumenzucht zum „Hobby“ erhoben. Die Schule fördert diese Neigung nach Kräften, wird dadurch doch nicht nur die Naturliebe geweckt, sondern auch manche Anregung zur Ausgestaltung des späteren Heims gegeben.



Wer fotografiert, hat mehr vom Leben! Darum faßte ein photobegeisterter Lehrer geeignete Jungen und Mädchen zu einer Photogruppe zusammen. Die Arbeit kam aber erst richtig in Schwung, als ein Gönner eine Kleinbild-Kamera stiftete und die Schulleitung ein Labor einrichtete. Seitdem wird hier eifrig geknipst und entwickelt.

Buben-Kochen Sippenforschung Wurzelarbeiten Photographieren

Ja mei, Franzl", Frau Hinterlechner stemmt entrüstet die Arme auf den Tisch. „Daß du den ganzen Abend nix weiter tust, als mit dera Briefmarkln 'rumhantieren! Für mei Flickerei gibt's kaum noch a Platzerl.“ Franzl blickt gar nicht auf. „Geh, Mutter, dös verstehst halt net“, meint er dann von oben herab. „Mei Lehrer sagt, Briefmarkensammeln ist a gut's Hobby. Da lern i was bei.“ „Soso“, Frau Hinterlechner seufzt. Sie gibt es auf, mit ihrem Sohn zu diskutieren. Zuviel schon hat sie von ihm in den letzten Tagen über sein Hobby hören müssen. Mit ihrem Flickzeug setzt sie sich darum stillschweigend an die Fensterbank.

Seit kurzem erst gibt es in der Münchener Volksschule an der Dachauer Straße Hobby-Stunden, mit festem Platz im Stundenplan. Schüler und Schülerinnen nehmen daran teil. Mit Lust und heller Begeisterung. Aus der Vielzahl der Hobby-Möglichkeiten wählen sie sich eine heraus und betreiben sie dann ganz freiwillig und ohne jeden Zwang. Die Lehrer, die von dem erzieherischen Wert eines „Hobby“ überzeugt sind, haben nur noch die Aufgabe, zu beraten, zu leiten und bei der Durchführung zu helfen.

„Es genügt nicht“, sagt Rektor Angerpontner, „daß wir unsern Schülern mit Lesen, Schreiben und Rechnen eine solide Grundlage für den späteren Beruf geben und mit Singen und Zeichnen auch noch etwas für die musischen Belange schaffen. Damit bringen wir die Kinder nicht von der Straße, können wir ihre Freizeit nicht ausfüllen. Wichtig ist es, daß wir ihnen die Kunst der Selbstbeschäftigung beibringen und das beizeiten, damit sie auch nach der Schulentlassung mit ihrer Freizeit etwas anfangen können.“



Viele Köche verderben den Brei? Hier nicht! Die Jungen verstehen was vom Geschäft. Der Sportlehrer kann es bezeugen. Als gern gesehener Gast beteiligt er sich stets mit Vergnügen an der Vertilgung der fabrizierten Gerichte. Wie die Jungen zum Kochen kamen? Nun, sie pochten auf die Gleichberechtigung. Weil die Mädchen regelmäßig Kochunterricht haben, wollten sie nicht länger zurückstehen. Schulleitung und Haushaltslehrerin brachten diesem etwas ausgefallenen Steckenpferd Verständnis entgegen.



Der Phantasie keine Grenzen gesetzt! Bastler, die sich den Wurzelarbeiten als „Hobby“ verschrieben haben, müssen Freude am Selbsterdachten haben. Als Werkmaterial dienen seltsam geformte Steine, Wurzeln und Äste. Mit wenigen Handgriffen und viel Vorstellungskraft werden sie munter und vergnügt zu kleinen „Kunstwerken“ verwandelt.



Freude an schöpferischer Arbeit vermittelt auch das Modellieren. Es ist bei den Mädchen besonders beliebt, weil sie wohl Handarbeits-, aber keinen Werkunterricht haben. Gerade unter ihnen findet man viele musisch begabte Kinder, die mit Feingefühl und angeborener Geschicklichkeit oft wirklich erstaunlich gut zu modellieren wissen.



Neapel sehen und sterben — das ist ein bekannter Ausspruch. Wenn man aber mit offenen Augen durch diese Stadt geht, so sieht man nicht nur landschaftliche Schönheit und die vielgepriesene südliche Sonne, sondern vor allem auch viel Armut und Elend. Der selbstbewußten Signora auf unserem Bild freilich geht es gut. Sie besitzt eine Trattoria, in der es, wie sie sagt, den besten Espresso Neapels gibt. Ihr Kaffee war wirklich ausgezeichnet!

O mia bella Napoli...

Auch diese Stadt hat ihre Schattenseiten



Die Armsten der Armen unter den Neapolitanern haben noch die Fähigkeit, sich ganz wie Grafen zu fühlen und zu benehmen. Dieser zertlumpte Bettler läßt sich z. B. jeden Tag seine brüchigen Schuhe putzen. „Einmal am Tage will ich das Gefühl haben, bedient zu werden“, sagte er. „Verstehen Sie? Bedient zu werden, weil ich dafür bezahlen kann. Und zu mehr als zum Schuheputzen reicht es eben nicht.“ Das ist seine Lebensphilosophie.

Die Menschen von Neapel sind nicht besser und nicht schlechter als die Menschen in anderen großen Städten. Aber sie sind wahrscheinlich ärmer und dennoch reicher. Gemeint sind nicht die Neapolitaner, die in den großen Straßen oder an den breiten Promenaden am Meer wohnen. Wir sprechen von denjenigen, die in den engen Gassen leben, auf der Schattenseite des Reichtums, in den Hinterhöfen und Ruinen. Und doch haben wir selten zufriedener und so heitere Menschen gesehen. Sie freuen sich über den Sonnenschein, der für alle da ist und nichts kostet, und Geld, um seinen Vino zu trinken, kann man sich immer zusammenbetteln. Warum also mit dem Schicksal hadern?!



Eng und winklig sind die Straßen und Gassen der Altstadt. Nur in der Mittagszeit verirren sich ein paar Sonnenstrahlen in die schmalen Schächte, in denen sich die seltsamsten Gerüche mischen: der Duft von gebratenen Hähnchen aus den Garküchen, der Gestank von Fischabfällen, ruhiger Qualm aus einer Bäckerei oder der Geruch von heißem Öl. Mannigfaltig wie die Gerüche sind auch die Töne, die auf das Ohr mit großer Lautstärke einströmen. In der Geschäftszeit herrscht hier ameisenhaftes Gewimmel.



Unzählige Kinder gibt es in Neapel. Sie sind fast so zahlreich wie die Katzen und genauso hungrig. Wir gaben einigen Kindern ein paar kleine Münzen, ohne zu ahnen, was kommen würde: Von allen Seiten eilten neue Kinder herbei. Sie zeigten, wie sie mit den Augen rollen, mit den Ohren wackeln konnten, und bettelten um Geld, Schokolade und Zigaretten. Es dauerte Stunden, bis wir die lästigen Plagegeister abgeschüttelt hatten.

WAHRE GESCHICHTEN

Paul

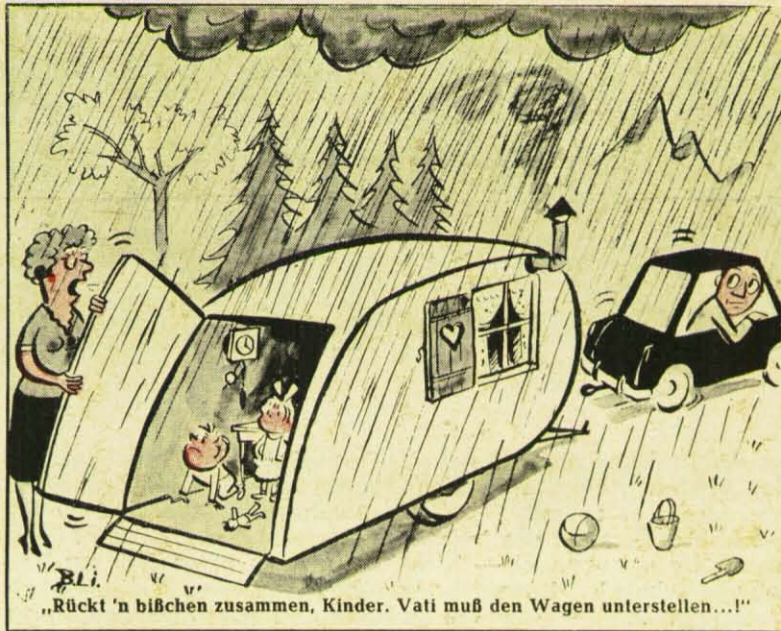
In Paris schickte das strenge Gericht den nicht ganz ehrenwerten Bürger Paul Dellapina auf 20 Jahre zur Zwangsarbeit. Schade um den jungen Mann! Paul hatte zwar eingebrochen, eingebrochen wie ein Gangster ganz großen Stils . . . , aber dabei hatte er seinen Landsleuten auch französische Höflichkeit demonstriert. Als zum Beispiel einem seiner Opfer einmal vor seiner Pistolenmündung die Knie schwach wurden, setzte er den furchtsamen Mann in einen Sessel, öffnete den Hemdkragen, rieb die Stirn mit Eau de Cologne ein und bat . . . die Hausfrau um einen kleinen Gefallen. Den nämlich, ihrem Gatten mit Hilfe von Seife den Ring inzwischen vom Finger zu ziehen. Mit einem amerikanischen Diplomatenehepaar trank er eine uralte Flasche Burgunder, ehe er es, „reich beschenkt“ natürlich, verließ. Ein anderes Mal wartete er geschlagene zwei Stunden auf eine Komtesse, weil ihr Mann, der Herr Graf, nicht wußte, wo seine Frau die Juwelen aufbewahrte. Als die Dame des Hauses dann kam und ihren Schrank öffnete, fragte er, welches Stück des kostbaren Schmuckes der Gnädigen am meisten am Herzen liege. Er überreichte es ihr mit vollendeter Grandezza. Als er bei einem anderen Einbruch unversehens ins Kinderzimmer geriet, ließ er sich von den Jungen und Mädchen die Weihnachtsgeschenke beschreiben. Am Ende schenkte er ihnen sogar noch einige tausend Franken, die er vorher dem Vater abgenommen hatte. Einmal holte er auch die Wiege eines Säuglings aus dem oberen Stockwerk, damit das Kleine gestillt werden konnte, während er „arbeitete“.

Inkognito

Herrenlos steht ein Muli im Fundbüro des Bahnhofs von Buenos Aires herum. Er ist als Frachtgut dort angekommen, hat aber unterwegs die um seinen Hals hängende Gepäckkarte mit der Adresse des Empfängers gefressen.

Hände hoch!

„Hände hoch! — Geld raus!“ — Mit diesem Ruf stürzte Jack Markowitz in Madison (USA) in die Bar . . . , und ehe er sich versah, lag er am Boden und blutete aus mehreren Wunden. Barmixer und Gäste hatten ihn mit Whiskyflaschen niedergeschlagen. Dabei wollte Jack nur den Besitzer der Bar, seinen Jugendfreund Paul Regenski, begrüßen. Er hatte ihn über 25 Jahre nicht gesehen und gedachte ihn mit diesem Scherz zu erfreuen.



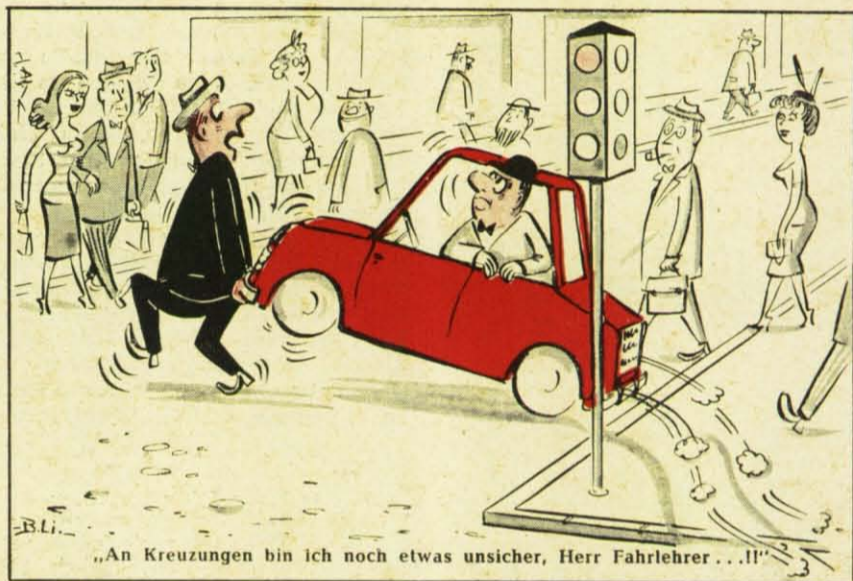
„Rückt 'n bißchen zusammen, Kinder. Vati muß den Wagen unterstellen...!“



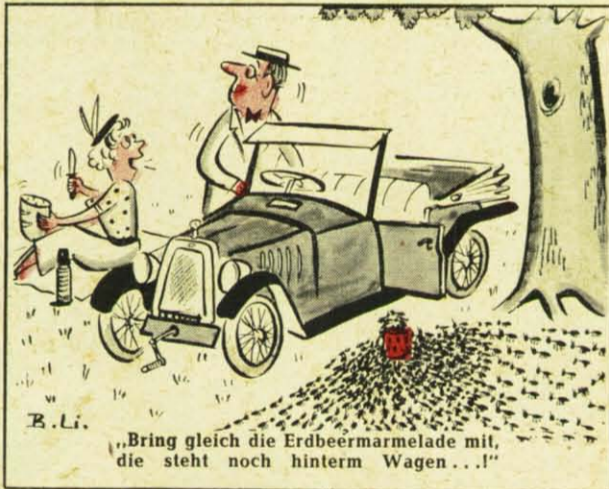
„He, Sie, ist das auch ein Auto, oder wollen Sie mich mit so 'ner Art Trägerrakete in den Weltraum schießen?“

ACHTUNG! FAHR- SCHÜLER

Abenteuer mit Klein-
und Groß-Autos



„An Kreuzungen bin ich noch etwas unsicher, Herr Fahrlehrer...!“



„Bring gleich die Erdbeermarmelade mit, die steht noch hinterm Wagen...!“



„Nicht doch so weit aufdrehn, du Dussell!“

Komisch, nicht?

Konsequent

Weil er mit drei Frauen verheiratet ist, stand Joseph Piotrowski in Jacksonville, Florida, vor Gericht. Seine Entschuldigung: „Von Scheidungen halte ich nichts.“

Unbehaglich

Aufhören muß ein Abbruchunternehmen in St. Louis mit dem Niederreißen eines Hauses, bis es sich dazu entschließen kann, die Arbeit ohne Prebluthammer durchzuführen. So gebietet es ein Gerichtsspruch. Der Grund: Den Gästen einer benachbarten Gastwirtschaft fiel durch die mit den Prebluthammern verursachte Erschütterung ständig der Deckenputz ins Bier.

Faule Ausrede

Wegen Landstreicherei verhaftete ein Polizist in Tuscon im Staate Arizona einen Mann, der behaglich in einem Auto am Stadtrand geschlafen hatte. „Ich bewache doch den Wagen nur für ein Stündchen, bis der Besitzer zurück-

kommt!“ protestierte der Mann. Dennoch mußte er mit zur Wache. Das Auto hatte nämlich gar keinen Motor und stand schon seit einem Jahr an jener Stelle.

Entduftung

Einstimmig beantragten die Insassen eines Studentinnen-Wohnheimes in Sydney beim Koch ihrer Gemeinschaftsküche, daß man ihnen freitags und sonnabends keine Zwiebelgerichte serviere. An diesen beiden Tagen pflegen die jungen Damen nämlich auszugehen.

Meisterleistung

Eine Ausbruch-Meisterleistung vollbrachten zwei Insassen des wolkenkratzerhohen Gefängnisses von Miami in Florida. Mit Hilfe einiger zerschnittener und zu einem Strick zusammengedrehter Matratzenbezüge entwichen sie durch das Fenster ihrer im 23. Stock gelegenen Zelle. An diesem selbstgemachten Seil ließen sie sich bis zum 17. Stock hinab, kletterten dort wieder

ins Haus, gingen zum zweiten Stock herunter und konnten von dort aus abwärts durch ein Fenster die Straße erreichen.

Radioaktiv

Eine erstaunliche Entdeckung machte man kürzlich im Pariser Radium-Institut: Einer der Forscher hatte zufällig die Laboratoriumsnotizen von Pierre und Marie Curie mit einem Geiger-Zähler untersucht. Er stellte dabei fest, daß diese Zettel auch heute, nach reichlich 50 Jahren, noch immer radioaktiv sind.

Musterkopi

Das Telefon klingelte bei dem Friseur Giuglio Tazzi in Mailand. Eine Kundin rief aufgeregt durch den Draht: „Stellen Sie bitte sofort den Fernsehempfänger an. Die Hauptdarstellerin in dem Film, der gerade gesendet wird, hat eine tolle Frisur. So eine möchte ich auch haben!“ Giuglio konnte der Frau den Wunsch erfüllen.

Gedankenlesen

Als neuestes „Fernsehwunder“ produziert sich in New York die neunjährige Michele Boston. Sie singt jedes Lied, das irgend jemand unter den Zuhörern nur denkt. Auch schafft sie es, mit verbundenen Augen anzugeben, was ein willkürlich ausgesuchter Zuschauer gerade tut. Ihr Vater, ein Zahnarzt, hatte ihre wunderbare Fähigkeit entdeckt, als er einmal an einen Schlagler dachte und Michele dieses Lied prompt zu singen begann.

Glück gehabt

Das Leben rettete dem Tischler Clement Boulanger in Amiens eine lederne Brieftasche. Als er ausrutschte und mit der Brust voran in die Kreissäge fiel, wurde diese Brieftasche von den Sägezähnen aus seiner Jacke gerissen und in den Mechanismus gezogen, der sofort zum Stillstand kam. Mit einigen angesägten Rippen kam Clement Boulanger davon.

Philip Wylie:

SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Alle Rechte der deutschsprachigen Übersetzung bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bonn

10. Fortsetzung

Ihre Stimmung hatte sich bedeutend verbessert, als sie etwas später, in den silberblauen Nerz gehüllt, unter dem gedeckten Hoteleingang stand. Der höfliche Portier rief ihren Wagen herbei. Noch als sie bei der Bank vorfuhr, fühlte Minerva in sich die behagliche Wärme und angenehm schwere Fülle ihrer ausgedehnten Mahlzeit. Sie fand es nicht ungewöhnlich, daß Bill Maine mit nervöser Hast und großem Gepolter den Riegel der Eingangstür zurückschob, als er ihren Wagen erkannte. Aber kaum hatte sie das Haus betreten, spürte sie, daß hier irgend etwas nicht stimmte, daß etwas Ungewöhnliches und Schlimmes in der Luft lag. Zu viele Angestellte liefen herum, sie liefen hastiger als gewöhnlich und schlepten zu große Mengen von Akten und Mappen. Sie erspähte Beau, der mit grauem Gesicht im Hintergrund vorübereilte. „Beau!“ rief sie mit ihrer lauten Kommandostimme. Er wandte sich um und kam eilfertig angelaufen. Sie startete ihn verwundert an: Der Kerl ist ja zu Tode erschrocken, dachte sie.

„Zum Donnerwetter, was ist hier eigentlich los?“ herrschte sie ihn an.

Beau trat ganz dicht an sie heran und flüsterte eindringlich: „Minerva! Sehen Sie zu, daß Sie schleunigst nach Hause kommen! Wir haben Alarmstufe Gelb, schon seit Stunden. Wußten Sie das denn nicht?“

„Was soll ich wissen? Was reden Sie denn da für einen Unsinn?“

Er fuhr sich mit der fetten Hand über die Stirn. „Überall ist es schon herum. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern. Luftwarnung! Radio und Fernsehen haben noch nichts bekanntgegeben, aber wir bekommen laufend Anrufe. Die schaurigsten Gerüchte gehen um. Überall feindliche Flugzeuge! Nur bei uns ist immer noch Alarmstufe Gelb, Gott sei Dank!“

„Aber Beau, hören Sie doch, ich verstehe überhaupt nicht, wovon Sie reden!“

„Feindliche Bomber“, sagte er, und die Stimme schnappte ihm vor Aufregung über, „greifen unsere Städte an. Die Leute vom Luftschutz haben uns hier in der Bank alarmiert. Schon vor Stunden!“

„Sind Sie verrückt geworden?“ Minerva sah ihn scharf an. „Ich habe soeben noch gemütlich im Ritz gesessen. Da war nicht das geringste zu merken.“

„Ich weiß, ich weiß. Deshalb versuche ich doch, Ihnen das die ganze Zeit klarzumachen. Rundfunk und Fernsehen laufen ja auch ganz normal weiter. Aber kein einziger Ansager wirkt noch normal, weder in der Stimme noch im Aussehen. Offenbar dürfen sie nichts sagen. Aber Alarmstufe Gelb ist amtlich.“

„Was um alles in der Welt heißt Alarmstufe Gelb?“

„Das ist die erste Warnung bei einem Luftangriff. Und deshalb“ — er blickte über die glänzende Marmorfläche zu den geschlossenen Schaltern hinüber — „deshalb läuft alles hier herum. Alarmstufe Gelb heißt für uns: wir müssen die wichtigsten Papiere — alle Obligationen, Aktien, alles Bargeld und die wichtigsten Akten — in die unterste Stahlkammer bringen.“

„Nun hören Sie einmal gut zu“, sagte Minerva unberührt, „ich verstehe nicht, warum Sie sich derartig aufregen. Ich weiß positiv, daß das alles Unsinn ist.“

Das Schicksal schlägt zu, nach neunzig Tagen! Als am Vorweihnachts- tag, im letzten Aufleuchten des Tagesscheins, die Dämmerung hereinbricht, ist es soweit. Feindliche Bomberverbände sind im Anflug. Sie haben Kurs auf die beiden Schwesternstädte Green Prairie und River City genommen! — Nichts tat man in River City zur Vorkehrung und Schutz bei Luftgefahr, wohingegen Green Prairie eifrig Luftschutzmaßnahmen traf, vielen zu Hohn und Spott. Henry Conner, Buchhalter von Beruf und braver Familienvater, hat sich dem Luftschutzgedanken mit Haut und Haaren verschrieben. Nicht zuletzt ist es ihm zu verdanken, daß in Green Prairie für den Ernstfall vorgesorgt wird. Seine Kinder, Charles, Ted und Nora, unterstützen ihn bei diesen Bemühungen. Auch Lenore Bailey, die Nachbarstochter, wirkt beim Luftschutz mit. Sie liebt Charles Conner, der als Oberleutnant bei der Luftwaffe dient. Dennoch entschließt sie sich, Kit, den Sohn der reichen Bankbesitzerin Minerva Sloan, zu heiraten, weil nur so Geldunterschlagungen ihres Vaters vertuscht werden können. — Die Bomberverbände kommen näher. Henry Conner, der sich mit seinen Angehörigen bei Verwandten in River City aufhält, wird alarmiert. Auch Charles muß auf den Flugplatz zurück. Lenore Bailey erreicht in Aubreys Schönheitssalon ein Telefonanruf, durch den sie die grausige Wahrheit erfährt. Sofort macht sie sich auf den Weg nach Hause, froh darüber, daß sie sich nun nicht mit Kit auf einer Party treffen muß. Erst als sie ihren Einsatzplatz erreicht, geht ihr die furchtbare Bedeutung des Geschehens auf. Minerva Sloan ist in River City, um eilige Einkäufe zu erledigen. Im Ritz-Hotel serviert man ihr anschließend ein Essen.

„Ja?“ In Beaus Stimme schwang ein leiser Unterton von Hoffnung mit.

„Jawohl. Das sagt mir nämlich der gesunde Menschenverstand. Mich wenigstens hat kein Mensch benachrichtigt. Bestimmt haben diese unberechenbaren Idioten wieder so eine verrückte Übung gestartet. Es könnte sogar sein, daß die Militärs den Alarm irrtümlich ausgelöst haben, auch das ist schon vorgekommen. Aber —“

Aus Beaus Gesicht war der kleine Hoffnungsschimmer gewichen. „Kommen Sie doch bitte mit in Pavleys Büro, da steht ein Fernsehapparat.“

„Das tue ich auch“, sagte Minerva. „Und zwar gleich. Ich kann Ihnen nur sagen, dieser Hysterie werden wir schnell ein Ende bereiten.“

Die ersten Zweifel kamen ihr, als sie die Direktübertragung eines Bühnenstückes sah, die soeben vom örtlichen Studio gesendet wurde. Die Schauspieler sprachen ihre reichlich törichteren Rollen, aber sie sprachen sie eben nur. Ihre Mimik stimmte mit ihren Worten nicht überein. Und ihre Blicke irrten immer wieder ab, wandten sich immer wieder von der Szene fort, als seien sie von irgend einem Gegenstand im Studio magnetisch angezogen. Beau hatte recht, es war absolut nicht „normal“.

Minerva ergriff den Telefonhörer und wählte. Die Nummer war besetzt, so versuchte sie es mit einer anderen. Aber auch hier hatte sie kein Glück; schon bei der ersten Ziffer kam das Besetztzeichen. Das ganze automatische Anschlußnetz war überlastet. „Irgend etwas ist tatsächlich los“, gab sie zu.

Sie trat in den Schalteraum zurück. Ihr Blick wanderte von den tief in die dicke Mauer eingelassenen Fenstern zu den riesigen Beleuchtungskörpern, die an schweren Ketten von der Decke her-

Beau flüsterte eindringlich: „Minerva! Sehen Sie zu, daß Sie schleunigst nach Hause kommen! Wir haben Alarmstufe Gelb, schon seit Stunden. Wußten Sie das denn nicht?“ — „Was soll ich wissen? Was reden Sie denn da für einen Unsinn?“ — „Feindliche Bomber“, sagte er, und die Stimme schnappte ihm vor Aufregung über, „sie wollen unsere Städte angreifen. Die Leute vom Luftschutz haben uns hier in der Bank alarmiert, schon vor Stunden!“

abhängen, dann hinauf zur Balustrade, die den Raum an drei Seiten umgab und auf der man eilige Gestalten hin und her huschen sah. Sie ließ den Blick über die weite Marmorfläche gleiten. Sie war so groß wie eine Eisbahn und gewöhnlich von vielen eiligen Menschen bevölkert, von ihren, Minervas

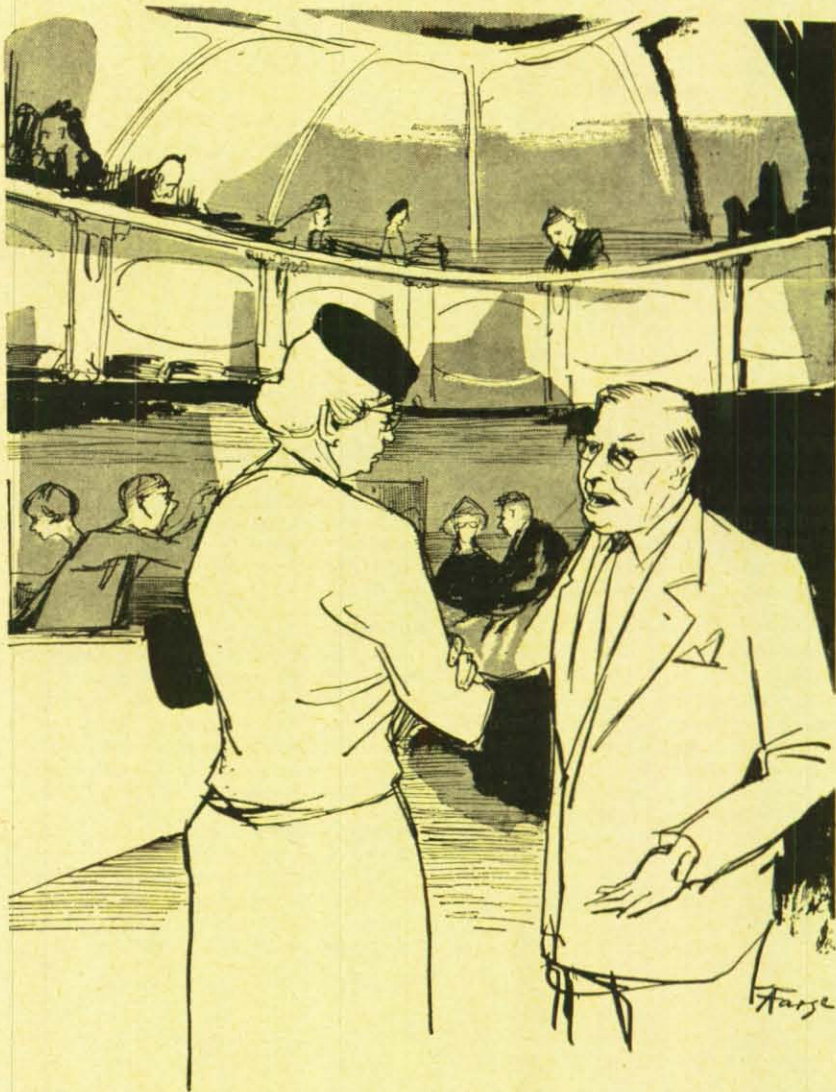
Kunden; von irgendwoher kam ihr wie eine Mahnung eine Verszeile in den Sinn: „Auch dieses schon dem Untergang geweiht.“

Darüber ärgerte sie sich. Aber ein leises Angstgefühl ließ sich nun nicht mehr unterdrücken. Ein anderer Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Wie, wenn tatsächlich in diesem Augenblick Alarm gegeben würde? Ganz gleich, ob es ernst war oder nur eine dieser verrückten Übungen, sie säße hier erst einmal in der Falle. In ihrer eigenen Bank, genau in der Mitte der Stadt. Bestenfalls würde sie stundenlang aufgehalten. Schlimmstenfalls — aber, lieber Gott, das war ja lächerlich.

Sie wandte sich zu dem aufgeregten Beau, der händeringend noch immer neben ihr stand: „Also ich weiß auch nicht, was das bedeutet. Am besten fahre ich jetzt los und erkundige mich. Ich rufe Sie an.“ Sie hatte es plötzlich sehr eilig, die Bank zu verlassen.

Als sie fort war, ging Beau in sein Büro zurück. Er legte Schal, Überschuh, Mantel und Hut an und ging hinaus, die Treppen hinunter. Niemand beachtete ihn, wenigstens niemand, der ihn hätte aufhalten können. Er schob sich durch die Menge hindurch zur Garage und wartete dort endlose vierzig Minuten, bis sein Wagen zur Rampe gebracht wurde. Dann fuhr er erst einmal in großem Bogen nach Osten ins Wickley-Heights-Viertel und von dort auf weiteren Umwegen heim.

Es war fast kein Durchkommen mehr



in den Straßen, und ständig wurde es damit schlimmer. Zweimal sah er Stoßstangen aufeinanderkrachen, aber die Fahrer stiegen nicht einmal aus, sie schimpften nicht wie sonst, sondern fuhren einfach weiter.

In Beaus Kopf drehten sich immer wieder drei Gedanken: Erstens brauchte er am Samstag überhaupt nicht zum Dienst. Und zweitens befanden sich unter dem Sloanschen Wolkenkratzer die besten und sichersten Luftschuttkeller der Innenstadt — die Stahlkammern. Falls etwas passieren sollte, wären die Angestellten der Bank immer noch besser daran als alle anderen im ganzen Viertel. Und drittens gehörte ein Mann in der Not nach Hause, zu seiner Familie.

Das Radio in seinem Wagen spielte abwechselnd Weihnachtslieder und Tanzmusik. Von einem regulären Programm war keine Rede mehr. Wie auf Kommando wurden nur noch Platten gesendet.

X

Nora hatte inzwischen allerlei erlebt, was sie nicht ganz verstand. Mitten im größten Vergnügen — sie stand gerade im „Spielzeugland“ mit einem Rudel anderer Kinder vor der zwei Stockwerke hohen Rutschbahn Schlange — war ein Negermädchen in gelber Uniform mit einem dünnen Mäntelchen darüber an Alice herangetreten. Die beiden sprachen leise miteinander, dann zog Alice das Kind aus der Reihe fort und sagte: „Das war eine von meinen Lernschwestern. Sie wußte, wo ich war und hat mich hier gesucht. Ich muß sofort zurück.“

„Warum denn?“

„Ich werde dringend gebraucht.“

„Kann ich nicht wenigstens einmal rutschen? Ich bin doch gleich dran.“

Alice sagte nur „Nein“.

Und nun waren sie wieder auf der Straße unter den hastenden und drängenden Menschen. Die anderen Schwestern hatten sich ebenso ungerisgerissen wie Nora. „Du mußt nun eben mit uns kommen“, sagte Alice. „Wir werden deine Familie vom Krankenhaus aus anrufen. Ich habe keine Zeit mehr, dich in deinen Bus zu setzen.“ Und dann setzte sie merkwürdigerweise hinzu: „Ich hätte nie an einem solchen Tage nach Green Prairie kommen dürfen.“

„Ja, warum denn nicht?“

„Sieh mal, jetzt werde ich dringend gebraucht, und der Himmel mag wissen, wann ein Bus nach Farntal fährt. Wenn ich nur ein Taxi bekommen könnte —“

Sie schaute immer noch nach einem Taxi aus, als sie auf dem Weg zum Autobusbahnhof an der Sloan-Bank vorbeikam. In diesem Augenblick trat Minerva aus dem Eingang, und Alice stürzte auf sie zu.

Zunächst nickte Minerva nur kurz, aber Alice hielt sie an. Nora konnte nicht hören, was gesprochen wurde, denn gerade in diesem Moment stockte wieder einmal der ganze Verkehr auf der Central Avenue, und alle Autos fingen wie wahnsinnig an zu hupen. Aber sie sah, daß Frau Sloan, wenn auch mit verärgertem Gesicht, kurz nickte. Nora, die drei Krankenschwestern und Alice krochen in die Limousine. Zwei von den Schwestern saßen vorn beim Chauffeur. Der Wagen fuhr über die Central-Brücke, wandte sich nach Osten und hielt schließlich vor dem Mildred-Tatum-Krankenhaus.

„Ich nehme das Kind mit zu mir nach Hause“, sagte Minerva. Nora bedankte sich herzlich bei ihren Gastgeberinnen und rückte sich wohlig in den Polstern zurecht. „Das ist aber sehr freundlich von Ihnen, Frau Sloan“, sagte sie mit Engelsmiene.

Sie wunderte sich, daß Frau Sloan gar nicht hinhörte und sie überhaupt nicht zu bemerken schien.

XI

Auch Coley Borden war an diesem Tage in der Stadt und bahnte sich mühsam seinen Weg durch das weihnachtliche Gedränge. Seit jenem Tage, an dem er den Artikel geschrieben hatte, der ihn seine Karriere kostete und der noch immer bei den Lesern seiner Zeitung nicht in Vergessenheit

geraten war — seit jenem Tage schien er um zehn Jahre gealtert. Doch hatte er sich seinen sardonischen Humor und sein verständnisvolles und wohlwollendes Herz bewahrt. Wenn ihn im Gedränge jemand anrampelte, so geschah es meist, daß der andere sich sofort entschuldigte, wenn er Coley ins Gesicht sah. Nicht wegen seiner Jahre, sondern weil jeder das Gefühl hatte: „So ein netter kleiner Herr!“

Er war unterwegs, um das einzige Weihnachtsgeschenk einzukaufen, mit dem er jemanden beglücken konnte, es war für Frau Slant, seine Haushälterin bestimmt. Coley empfand immer wieder ein warmes Gefühl der Dankbarkeit, wenn er daran dachte, wie sie ihn bemutterte. Eigentlich, dachte er, sollte man ihr einmal eine Spezialkrem schenken, damit sie das Muttermal verdecken konnte, das ihr Gesicht entstellte. Und eine Schönheitsoperation zur Beseitigung der vielen Fleckchen an Hals und Armen wäre auch ganz angebracht. Aber er hatte sich dann doch für eine Armbanduhr entschieden. Schon vor vielen Monaten hatte er sie beim Putzen in seinem Arbeitszimmer einmal seufzen hören: „So ein Ding hätte ich auch zu gern. Die sind doch so praktisch!“ Das hatte er sich gemerkt.

Der beste Juwelier der Stadt war Wesson, und natürlich mußte die Uhr im besten Geschäft gekauft werden, denn es sollte eine wirklich tadelloser Uhr sein. Von seiner Wohnung in Edgeplains war es ein weiter Weg mit dem Bus zur Stadtmitte, und vom Autobusbahnhof aus hatte er noch ein ganzes Stück zu Fuß zu gehen. Als er am Eingang zum „Transcript“ vorbeikam, konnte er nicht anders, er mußte einen Augenblick in den Torweg treten. Hier überfiel ihn die Erinnerung mit solcher Macht, daß er wußte, er mußte fort, ehe ihn einer der Jungens mit geröteten Augen fand. Das wäre schlimmer, als beim Stehlen erwischt zu werden, dachte er.

Aber schon fühlte er einen Arm um seine Schulter, und eine wohlbekannte Stimme fragte: „He, Chef, haben Sie es auch schon gehört?“

Coley hob lächelnd den Kopf. Vor ihm stand Payton, der Lokalredakteur, und grinste über das ganze Gesicht. Aber auch er sah sehr viel älter aus als damals. „Was denn?“

„Ach, ich dachte, Sie wären deshalb hier.“ Payton warf einen vorsichtigen Blick auf den Strom der vorbeieilenden Passanten: „Wir haben Luftangriff, Coley. Blitzkrieg aus der Luft! Hier wird noch nichts bekannt gegeben, weil man eine Panik befürchtet und weil angenommen wird, daß wir nichts abbekommen werden.“

„Was reden Sie denn da?“ fragte Coley stockend. „Sie machen doch wohl keinen Aprilscherz?“

„Es ist ernst“, sagte Payton. „Und gerade Sie sollten das doch am besten verstehen.“

Coley trat einen Schritt zurück und lehnte sich gegen die Hauswand. Das gab ihm Halt. „Gott steh' uns bei“, flüsterte er. „Gott helfe uns allen.“ Dann fragte er scharf: „Und was macht der Transcript?“

„Wir? Wir warten. Auf die Story.“ „Die vielleicht niemals gedruckt wird! Wohin gehen Sie denn?“

„Zur Luftschutz-Kommandostelle. Vilmer hat mich gerade losgeschickt.“

„Na, dann man los, mein Junge! Vertun Sie Ihre Zeit nicht mit einem alten klapprigen Propheten!“

Payton grinste, klopfte seinem ehemaligen Chef freundlich auf die Schulter und verschwand im Gedränge. Coley blieb minutenlang bewegungslos stehen. Vielleicht dachte er nach. Vielleicht aber mußte er alle seine Kraft sammeln, um überhaupt weiter zu können. Schließlich trat er ins Gebäude und fuhr ins oberste Stockwerk. Beim Verlassen des Fahrstuhls schlug ihm die alte, vertraute Luft entgegen, und sein Ohr nahm freudig die gewohnten Geräusche auf — er war wieder daheim!

XII

Stunden waren vergangen, seit Charles den Gefechtsstand betreten hatte, als plötzlich — nach kurzer, stummer

die kleine



Bissig

Ein eingebildeter Protz zeigte dem griechischen Philosophen Diogenes einst stolz seine prunkvolle Wohnung. Aber schon nach kurzer Besichtigung spuckte Diogenes dem Eingebildeten ins Gesicht und sagte: „Entschuldige, aber ich konnte keinen bessern Ort dafür finden!“

Die „Warnung“

Eva Bartok pflegte bei größeren Gesellschaften stets zwei Serviermädchen zu engagieren. Das eine von ihnen putzte sich überaus gern. Eva Bartok sagte deshalb zu dem Mädchen: „Legen Sie Ihren Schmuck ab, bevor die Gäste kommen.“

„Ach, er ist nicht echt“, antwortete das Mädchen, „aber ich bin Ihnen trotzdem dankbar für die Warnung.“

Personalien

„Nun, wie war's?“ fragte der Vater den Abc-Helden, als er zum erstenmal aus der Schule heimkehrte.

„Albern!“ antwortete der Kleine. „Zuerst wollte der unbedingt wissen, wie ich heiße. Dann hab' ich es ihm gesagt. Dann hat er mich gefragt, wie du heißest. Hab' ich ihm auch gesagt. Und dann hat er mich gefragt, wo ich geboren bin. Ich dachte, der lacht mich aus, wenn ich sage im Krankenhaus. Und da habe ich geantwortet: Im botanischen Garten.“

Kollegen

Benjamino Gigli war mit dem italienischen Sänger Tito Schipa eng befreundet. Diese Tatsache änderte aber nichts daran, daß sich die beiden Freunde von Zeit zu Zeit „Schmeicheleien“ sagten.

Eines Tages erzählte Gigli seinem

Kameraden, daß er vor zwei Jahren in Amerika eine Versicherung in Höhe von 250 000 Dollar abgeschlossen habe für den Fall, daß er seine Stimme verlieren würde.

Schipa hörte mit ernstem Gesichtsausdruck zu und erwiderte dann boshaft: „Ich stelle mir die Überraschung der Versicherungsgesellschaft vor, wenn sie eine Woche später die Feststellung machen muß, daß du das volle Recht hattest, diese große Summe ausbezahlt zu bekommen!“

Das bessere Fell

Der Filmregisseur Kurt Hoffmann verhandelte mit einem Produzenten in dessen Landhaus. Vor dem Kamin lag ein Tigerfell.

„Die Bestie habe ich selbst erledigt“, berichtete der Filmmann nicht ohne Stolz. „Es ging damals um Leben und Tod. Er oder ich!“

Hoffmann nickte verständnisvoll, dann sagte er: „Nun, ich finde, vor dem Kamin macht sich das Tigerfell besser!“

Teures Gespräch

Paul Henckels war zu einem Gastspiel nach Buenos Aires gefahren. In jenen Tagen war gerade die Funk-sprechverbindung nach Europa eingeführt worden. Sogleich rief der Schauspieler seine Gattin an: „Hier ist Paul!“

„Was? Du bist am Apparat?“

„Ja, Liebling, hier ist dein Mann. Neuerdings ist es möglich, von hier aus zu telefonieren.“

„Ich — ich kann es nicht glauben, Paul, daß du es bist! Und wie eigenartig deine Stimme klingt...“

„Glaube es bitte, Liebling“, flehte der sparsame Henckels. „Ich bin es tatsächlich! Glaube es — glaube es —, sonst wird es zu teuer!“

Schöne Aussichten

Ein haarsträubendes biologisches Zukunftsbild entwarf der kalifornische Wissenschaftler Jay Savage. Er ist davon überzeugt, daß um das Jahr 8500 alle Menschen kahlköpfig sind und spindeldünne Beine haben. Die Füße haben seiner Auffassung nach dann auch keine Zehen mehr. Über die Ursachen dieser Entwicklung ließ Savage keinen Zweifel. „Das brocken wir uns selbst durch unsere übertriebene Mechanisierung des Lebens ein“, erklärte er.



Ratten

Rotchinas Feldzug gegen die „vier Plagen“ des Landes — Ratten, Moskitos, Fliegen und Kakerlaken — zeigt bereits beachtliche Erfolge. In Tschungking fing die Bevölkerung 1 080 000 Ratten innerhalb von sechs Tagen. Die Einwohner gingen der Rattenpest mit Gift, Fallen und Ausräucherung zu Leibe. Als man nach einer Woche 15 Abwasserkanäle der Stadt genau untersuchte, wurde keine einzige lebende Ratte mehr gefunden.



Mustergattin

Den Beifall aller im Gerichtssaal von Springfield im Staate Ohio sitzenden Männer errang Marjorie June Flax, als sie die Klage gegen ihren Mann, der sie verprügelt hatte, entschlossen zurückzog. Am meisten Freude machte den Herren der Schöpfung, daß Marjorie dabei sagte: „Es war meine Schuld. Hätte ich meinen Mund gehalten, wäre das alles nicht passiert.“



Zwinkern

Jeder zehnte Mensch bringt es beim besten Willen nicht fertig, mit den Augen zu zwinkern. Das berichtete der Arzt Dr. P. R. N. Sutton, nachdem er in der Universität Melbourne fast 800 Personen darauf untersucht hatte, ob und wie sie zwinkern können. Danach ist jeder vierte nur in der Lage, mit beiden Augen gleich gut zu zwinkern. Die übrigen benützen dazu meistens das linke Auge. Es stimmt aber nicht, daß Männer besser zwinkern können als Frauen.



Geschäftstüchtig

Täglich 125 Dollar nimmt die Stadtverwaltung von Oklahoma City von Leuten ein, die ihre Autos an verbotenen Plätzen abstellen. Der Einwohner E. G. Albright kam jetzt dahinter, wie diese hohe Summe zustande kommt. Er parkte seinen Wagen an einer nicht mit einer Parkuhr versehenen Stelle. Als er zurückkam, klebte ein Strafzettel an seiner Windschutzscheibe, und neben dem Wagen stand eine Parkuhr.



Irrtum

Eine Taube hinter dem Fenster eines Klassenzimmers in Hoogeveen wurde einem Falken zum Verhängnis. Als er sich aus der Höhe auf sie stürzte, bemerkte er die Fensterscheibe nicht, die ihn von seiner Beute trennte. Mit lautem Krach fuhr er gegen das Glas. Daß die Taube ein ausgestopftes Modell war, machte den Irrtum noch peinlicher.

Verständigung mit dem General — Zinsner eine Durchsage laut wiederholte:

„Drei viermotorige Turbo-Bomber jetzt vom Hauptverband getrennt — anscheinend Richtung Green Prairie — River City — Anflug in Abschnitt zwei-null-neun, ich wiederhole: zwei-null-neun. Abfangen auf mindestens hundertfünfzig Meilen Entfernung, sonst Gefecht wahrscheinlich sinnlos. Bomber haben vermutlich Abschlußvorrichtung für ferngelenkte Raketen mittlerer Reichweite. Ende.“

General Boyce begann mit ruhiger Stimme Befehle zu geben, die im gleichen Augenblick an die Jäger in der Luft weitergingen. Dann blickte der General den Bürgermeister an. In seiner Stimme klang keine Spur von Bitterkeit, als er jetzt sagte: „Alarmstufe Rot. Der Himmel sei ihnen gnädig!“

Henry Conner zuckte an seinem Schreibtisch zusammen, als die Sirene losheulte. Er hatte gerade jemanden angerufen, und dieser jemand — er wußte beim besten Willen nicht mehr, wer es war — rief schon minutenlang mit kaum hörbarer Stimme: „Hallo, wer ist denn dort, Hallo, hallo!“

Als wimmere die ganze Stadt vor Entsetzen, begannen überall die Stimmen der Sirenen sich zu erheben. Sie schwollen an zu einem einzigen Schrei der Angst. Die Luftschutzwärter aus Henrys Abschnitt zogen die Gürtel fester, rückten noch einmal den Helm zurecht, warfen einen Blick in den noch immer hellen Himmel und marschierten ab. „In die Schutzräume“, schrien sie die Passanten an. Die Männer der Rettungstrupps auf dem Sportfeld der Schule prüften zum letztenmal ihre Geräte. In der Turnhalle überprüften Strahlungsschutz-Freiwillige mit zittrigen Fingern ihre Meßgeräte. Aus dem Krankenhaus am Krystall-See wurden eben die letzten transportfähigen Patienten hinausgetragen. Die zurückkehrenden Krankenwagen parkten in Reih und Glied. Die Schränke wurden geöffnet, fast quollen sie über von Medikamenten, Drogen und Bandagen.

Im Polizeirevier Breite Straße hatten sich bis auf drei Mann alle Freiwilligen gestellt, die Hälfte war von Lacey schon auf die Straßen verteilt worden. Die Mannschaften in der nahegelegenen Feuerwache lauschten dem Heulen der Sirenen. Jetzt, wo es so weit war, konnten sie es fast nicht glauben. Sie hatten sich so gut vorbereitet, wie es unter den obwaltenden Umständen überhaupt möglich gewesen war — und doch wußten sie: es war nicht genug. Auch Henry wußte das. Und er fuhr in seiner Arbeit fort.

*

In die Dachkammer am Walnußweg gellte der stählerne Schrei der Sirene so dröhnend, daß Ted glaubte, das Trommelfell müsse ihm zerspringen.

„Da geht sie los“, murmelte er. „Junge, Junge!“

Die Mutter kam wieder heraufgelaufen, ihr Gesicht war aschfahl. „Ich kann Nora nicht finden“, sagte sie während einer kleinen Atempause im Heulen der Sirene. „Netta sagt, sie sei einfach weggelaufen.“

„Die ist bestimmt gut aufgehoben“, sagte Ted, wenn auch in ihm die Angst hochstieg. „Da kannst du dich bei Nora drauf verlassen.“ Frau Conner sank auf das Bett. Sie saß ganz still, mit Tränen in den Augen, den Kopf gesenkt und die Hände gefaltet. Und der Lärm der Sirene schwoll aufs neue an. „Das ist es also wirklich“, sagte sie nach einer Weile. „Das ist es also wirklich.“

Ted stand auf, streifte die Kopfhörer ab und legte den Arm um ihre Schultern. Sobald das Geheul es zuließ, sprach er zu ihr, und während er noch sprach, ging eine Wandlung mit ihr vor. Der junge Bursche mit seinen sechzehn Jahren fand das rechte Wort: „Mutter“, sagte er, „in diesem Augenblick haben eine Menge Mütter im ganzen Land auch so eine Nora.“

Betty erhob sich und schaute ihren Jungen an und nickte. Ihre Antwort übertönte die Sirene, aber Ted glaubte zu verstehen, daß sie sagte: „Ich muß zur Kirche.“ Jedenfalls verstand er, was sie meinte, denn sie lächelte ihm

liebevoll zu und verließ den Raum. Er setzte sich wieder. Die verdammten Pfoten waren ganz naß. So eine dumme Schwitzerei!

*

Die Limousine fuhr gerade über den Pearson-Platz, als der Fahrer das an- und abschwellige Geräusch vernahm. Er gab Gas, obwohl Minerva protestierend an die Scheibe klopfte. Der Wagen bog in die weite Auffahrt ein, Willis sprang mit einer für sein Alter bemerkenswerten Behendigkeit hinaus. „Am besten gehen wir gleich in den Keller“, sagte er.

„Ach, Unsinn!“

„Ich habe ihn einigermaßen hergerichtet, gnädige Frau. Jeff und der Gärtner und das übrige Personal haben mir geholfen. Es ist ganz komfortabel da unten.“

Minerva lauschte dem schwachen Alarmsignal, das die mangelhaften Warnanlagen von River City hervorbrachten. Die Sirene eines Streifenwagens, der in einiger Entfernung vorbeifuhr, war weit deutlicher zu hören.

Willis hielt den Schlag offen und wartete, blickte aber nicht auf Minerva, sondern nach oben, zu dem zarten Geist der winterlich kahlen Bäume und hinüber zu den Wolkenkratzern.

„Wenn in meinem Keller irgend etwas hergerichtet worden ist“, sagte Minerva scharf, „so hätte man mir das sagen müssen!“

„Wir dachten, Sie hätten vielleicht etwas dagegen, gnädige Frau.“

„Ja, natürlich! So ein Blödsinn!“

„Eigentlich war es der Bruder von unserem Gärtner, gnädige Frau. Er hat doch damals die „Blitz-Angriffe“ mitgemacht, in der Nähe von London.“ Willis hütelte ein wenig verlegen und fuhr fort: „Sehen Sie, gnädige Frau, für ein so feines Haus liegen wir doch recht nahe an der Stadt. Bis zu den Wolkenkratzern ist es nicht weit, nur etwas über eine Meile.“

Minerva war noch immer sehr verärgert, aber sie begann, schwankend zu werden. „Also gut. Komm, Norma.“

„Ich heiße doch Nora. Glauben Sie, wir bekommen eine A-Bombe?“

„Ich glaube“, antwortete ihre Beschützerin würdevoll, „wir bekommen den größten Skandal, den die jetzige Regierung je erlebt hat. Aber Willis ist anderer Meinung. Also gehen wir in meinen Keller.“

*

Auch Beau Bailey hatte gerade die Klinke seiner Haustür in der Hand, als die Sirenen zu heulen begannen. Er raste ins Haus. „Stell das Gas ab“, schrie er.

Netta rief aus der ersten Etage zurück: „Nein doch! Nach der letzten Anweisung sollen wir nicht abstellen. Lenore hat sie mir gezeigt!“

„Wo ist sie denn, zum Donnerwetter?“

„In der Schule natürlich.“

„In der Schule? Ach so. Ist sie tatsächlich hingegangen? Mit ihrem ganzen Klimbim?“

„Jawohl. Schon lange. Komm rauf, Beau, und hilf mir packen.“

„Packen? Lieber Gott, Weib, dazu ist keine Zeit mehr. Wir haben Alarmstufe Rot! Los, runter in den Keller!“

„Und meine Sachen? Soll ich alle meine neuen Kleider hier lassen? Kommt gar nicht in Frage!“

Beau stand unten an der Treppe und zögerte. „Wo ist die Putzfrau?“ „Die hab' ich schon vor Stunden weggeschickt.“

Das Heulen stieg an, schwoll ab, stieg an, schwoll ab. Ganz langsam.

*

Im Radio brach die Musik plötzlich ab. Jim Williams runzelte die Stirn. Er hatte nie etwas von Conelrad gehört, einem Sender, der hauptsächlich dazu diente, feindliche Bomber irreführen. Aber während Jim an den Knöpfen des Gerätes drehte, geriet er zufällig auf die Wellenlänge dieses Senders.

„Ich wiederhole: Dies ist eine Conelrad-Warnung. Feindliche Bomber haben die Vereinigten Staaten angegriffen. Seit einigen Stunden besteht bereits geheime Vorwarnung. Dies ist

keine Luftschutzübung, ich wiederhole: keine Übung. Es besteht ernste Gefahr. Feindliche Flugzeuge, möglicherweise mit Atomwaffen, sollen auf Green Prairie und River City im Anflug sein. Gehen Sie sofort in Deckung. Dies geht alle an: gehen Sie sofort in Deckung. Es besteht Alarmstufe Rot. Die Sirenen ertönen jetzt überall. Alle Autofahrer an die Bordschwelle fahren: Fenster schließen und auf den Boden legen! Alle Personen in Fensterhöhe flach auf den Boden legen! Wenn möglich, Keller und Souterrain aufsuchen! Umgehend! Ich wiederhole —“

Jim hatte das Radio schon abgestellt. „He, Ruth“, rief er, „hast du das gehört?“

Sie kam aus der Küche herein. „Ja, aber glauben tu ich's nicht.“ „Ich auch nicht“, sagte Jim. „Da macht sich jemand einen Riesenjux.“ Entgegen der eben gehörten Warnung trat er ans Fenster und blickte hinaus. „Ein paar Wagen halten tatsächlich an. Aber die meisten fahren weiter. Vielleicht haben sie ihr Radio nicht laufen. Oder haben gar keins. Er lachte höhnisch: „Genau wie damals die komische Mars-Invasion.“

Von Ruths Händen tropfte das Spülwasser. „Das ist ein Tag heute“, sagte sie. „So ein verrückter Tag.“

Jim hatte sich wieder Bier eingeschenkt und trank hastig. „Wenn das wirklich ein Überfall wäre, dann müßte doch auch hier schon längst der Teufel los sein.“

„Nicht unbedingt!“, warf seine Frau ein. „Sie dürfen uns doch erst Alarmstufe Rot geben, wenn wir direkt angefliegen werden.“

Er zündete sich eine Zigarette an. „Meinst du, wir sollten doch lieber die Kinder zusammentrommeln und in den Keller gehen?“

„Wollen erst mal sehen, was das Radio jetzt sagt.“ Sie schaltete den Apparat wieder ein.

*

Coley trat soeben in das erste Büro auf dem Redaktionskorridor, als das Sirenengeheul losbrach. Der Lärm dröhnte hier oben so gewaltig, daß er meinte, der Schädel müsse ihm bersten. Jedoch hatte schon das erste leise Brummen wie ein Donnerschlag gewirkt. Auf der ganzen Etage erhob sich fieberhafter Tumult. Alles, was Beine hatte, Redakteure, Reporter, Sekretärinnen, Laufjungen sprang wie von der Tarantel gestochen von den Plätzen und rannte zum Ausgang, wo Coley stand. Er konnte gerade noch zur Seite treten und sich flach gegen die Wand pressen. Während sie vorüberstürmten, fing Coley hier und da ein paar Worte auf, die sie einander ziefen. Sie verrieten ihm — doch noch deutlicher verriet es die helle Angst, die in ihren Augen stand —, daß sie auf diesen Augenblick sprunghaft gewartet hatten, daß sie als Zeitungsleute wußten, um was es ging, anders als die ahnungslosen Menschen in den Straßen.

Um den Lift drängte sich ein Trupp; fieberhaft fuhren Hände an die Bedienungsknöpfe. Der große Haufe jedoch trat eiligst den langen Weg auf der gewundenen, siebenundzwanzig Stockwerke nach unten führenden Treppe an.

Ein Lift kam und war augenblicklich voll. „Besetzt“, rief der Fahrstuhlführer; das Sirenengeheul verschluckte seine Worte, aber schon schob sich die Tür zwischen die, die mitfahren durften, und die anderen, die warten mußten.

Immerhin schien das oberste Stockwerk von Glück begünstigt, denn die Fahrstühle kamen alle zuerst bis hier herauf, füllten sich und fuhren ohne Halt nach unten, weil für keinen mehr Platz war.

Coley wußte, daß hier oben an die achtzig Menschen beschäftigt waren. Innerhalb von drei Minuten waren sie alle verschwunden. Er selbst war einfach stehengeblieben, verwirrt von dem Durcheinander. Keiner der Vorüberstürmenden hatte ihn erkannt, alle waren besessen von dem einen, einzigen Gedanken: „Nur hinunter, möglichst tief hinunter!“

Wie durch einen Schleier sah er, daß niemand in der Menge stürzte oder zu

Boden getrampelt wurde. Keiner schien bisher im Gedränge verletzt worden zu sein. Vielleicht waren Zeitungsleute solchen Situationen gegenüber besser gewappnet als andere Menschen. Aber es half auch niemand einem anderen. Sie drängten sich einfach in den Fahrstuhl oder rannten in wilder Flucht die Treppe herunter. Wer nicht mitkonnte, blieb eben zurück. Immer, wenn das Sirenengeheul abschwoll, hörte man das Dröhnen und Trappen ihrer Schritte auf den Eisenstufen, das ganze Haus schien auf dieser endlosen Treppe unterwegs zu sein, aus allen Stockwerken stießen neue Trupps dazu.

Coley stellte sich vor, wie es weiter unten im Treppenhaus aussehen mußte, wo das Gedränge auf den schmalen Treppen zu groß wurde; nur mit Grauen konnte er daran denken, was wohl an den unzähligen engen Windungen geschah.

Nach einer Weile schritt er durch die Lokalredaktion in sein früheres Büro.

Auf dem Schreibtisch seines Nachfolgers lagen Stöße von Zeitungen, Manuskripten, Korrekturbögen. Der große Aschenbecher war bis an den Rand gefüllt. Der Telefonhörer lag vergessen auf dem Schreibtisch; sorgsam legte Coley ihn auf die Gabel zurück.

Als jetzt das Sirenengeheul zum höchsten Ton answoll, schienen die Wände selbst mitzuzittern. Coley ließ seinen Blick durch die Lokalredaktion gehen. Blaue Schwaden von Zigarettenrauch schwebten über den Arbeitsplätzen, an denen vor ein paar Minuten noch die Männer über ihren Manuskripten gesessen hatten. Ihre Stühle waren sicher noch warm. Unter den abgeschirmten Hängelampen drückte der Rauch sich flach, schichtete sich auf.

Coley wandte sich zurück in das Büro des Chefredakteurs. Er schritt zu den altvertrauten Fenstern. Er öffnete eines, beugte sich hinaus und blickte nach oben. Dünne Wolken standen hoch am Himmel. Es würde eine klare Nacht geben — klar und sehr kalt.

Ein breiter Lichtstreifen glitt an den Wänden der Wolkenkratzer hinab. Der Tag war noch hell, aber es begann zu dämmern, und in den Zimmern würde sich nun überall das Zwielflicht ausbreiten. Coley fragte sich, während er auf das so unendlich vertraute Bild starrete, was wohl jetzt anderswo geschähe. Einen Augenblick tat es ihm leid, daß er das wahrscheinlich nie mehr erfahren würde. Und dann, während das Geheul der Sirene seinen Schädel förmlich durchbohrte, blickte er nach unten.

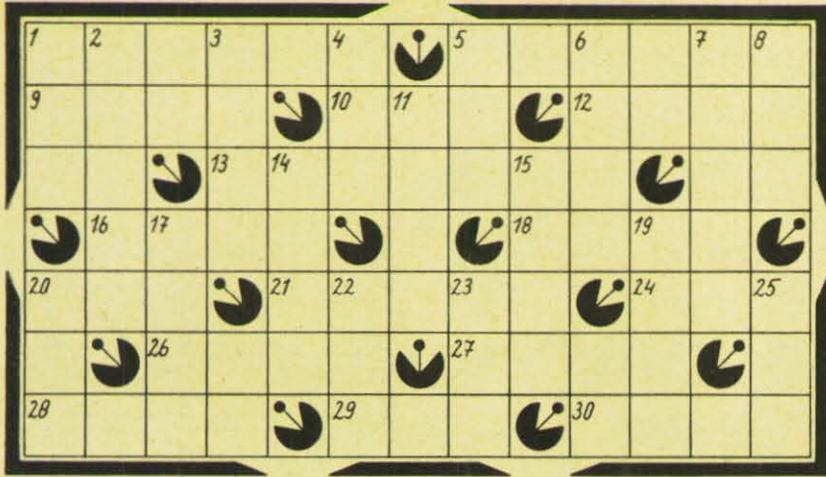
„Großer Gott“, flüsterte er. Die Fahrzeuge in der Court- und Madison-Avenue waren fest aneinandergedrückt und standen still. Die Gehsteige waren schwarz von Menschen, Menschen, die die Hinweise auf die Schutzräume nicht beachtet hatten. Menschen, die nicht in den vollgepackten Läden bleiben wollten. Coley konnte sich vorstellen, wie andere Menschen, Zehntausende von anderen Menschen, geführt von hektisch gestikulierenden Geschäftsführern und Männern mit schleunigst umgelegter Armbinde, sich angsterfüllt vor den mit Pfeilen markierten Zugängen zu den Schutzräumen stauten.

Aber die auf der Straße waren außer sich vor Angst. Die Fahrbahn war verstopft. Die Gehsteige konnten die Menge nicht fassen, die aus den großen Gebäuden quoll. Die Menschen, gejagt vom Sirenengeheul, geschüttelt von wahnsinniger Angst, versuchten, über die Fahrzeuge hinweg vorwärts zu kommen.

Es war, als hätte man in einen Ameisenhaufen gestochen. Coley sah, was geschah, was der Masse und was dem einzelnen geschah. Er sah eine Frau mit rotem Kleid stürzen, und er sah einen Mann, der im gleichen Augenblick auf die Gestürzte trat und ihren Körper als Trittbrett benutzte, um schneller über den Kühler eines Lastwagens zu kommen. Dann, ganz plötzlich, war die Sirene still. Ihr alles ertränkendes Geheul sank herab, röchelte wie im Todeskampf und verstummte. Aber es trat keine Stille ein.

(Fortsetzung folgt)

Kreuzworträtsel mit Spruchlösung



Waagrecht: 1. Nebenfluß des Rheins, 5. Nebenfluß des Rheins, 9. Opernpartie, 10. Schweizer Flächenmaß, 12. Besitz, 13. Laboratoriumsgefäß, 16. Strom in Asien, 18. Gewässerrand, 20. spanische Exkönigin, 21. Stadt in der Schweiz, 24. Mutter Krimhilds, 26. Armee, 27. Situation, 28. Edelmetall, 29. Nebenfluß des Inn, 30. anhänglich.

Senkrecht: 1. Meeressäuger, 2. Papstname, 3. Land in Südamerika, 4. Empfehlung, 5. Fluß in Polen, 6. Vorgesetzter, 7. Nebenform, 8. Rotwild, 11. Haustier, 14. Testamentsnachfolger, 15. Stadt in Rußland, 17. Essen, 19. besitzanzeigendes Fürwort, 20. schmal, 22. Papagei, 23. Nebenfluß des Rheins, 25. australischer Straußenvogel.

Spruch: Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben, die auf die Felder 21, 25, 1, 7, 26, 13, 20, 12, 29, 27, 15, 18, 5 und 28 zu stehen kommen, einen Grundsatz der Luftschutzausbildung.

Silbenrätsel

Aus den Silben a — be — ber — bit — chen — chro — de — der — e — e — eg — er — fe — fer — ge — ge — gel — ha — halt — hold — hu — hu — i — lan — le — le — ler — mo — ne — ne — ni — nie — nik — op — ral — re — re — re — rie — satt — teil — tie — tro — u — un — ve — zi — zin sind 20 Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

- | | |
|-------------------------------|--|
| 1. Speisefisch | 11. Geschichtswerk |
| 2. Bösewicht | 12. deutsche Stadt |
| 3. Stadtteil von Berlin | 13. Gefäß |
| 4. schmerzliche Hingabe | 14. landwirtschaftliches Gerät |
| 5. Bericht | 15. europäischer Staat |
| 6. Südfrucht | 16. Gartenblume |
| 7. Nachtvogel | 17. Empfang |
| 8. Turnermannschaft | 18. Frauennamen |
| 9. Weinranke | 19. Mitglied einer Handelsgesellschaft |
| 10. Zögling | 20. Handwerker |

Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und dritten Buchstaben der gefundenen Wörter, beide von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch.

Unser Fotorätsel



Es schmeckt
Man braucht das Ding in der Chemie.
Wär' Silbe eins nicht — streiche sie! —,
es diene einem bessern Zweck
als köstlich mündendes Gebäck.

Rätsellösungen aus Nr. 8
Kreuzworträtsel mit magischer Mitte: Waagrecht: 1. Erl, 3. Industrie, 7. Ode, 9. Rätsel, 11. Trianon, 13. treu, 14. Rebe, 15. Tatar, 17. Reger, 19. Oman, 20. Nase, 21. Step, 23. Esel, 26. Tirol, 28. Hüne, 29. Kral, 31. Bär, 32. Bretter, 33. Laurion 34. Err, 35. Zuchthaus, 36. Ehe. Senkrecht: 1. Erato, 2. Lette, 3. Iser, 4. neu, 5. irr, 6. Eier, 7. Onega, 8. Enare, 10. Transport, 12. Abenteuer, 16. Amati, 18. Essen, 21. Stube, 22. Erker, 24. Serie, 25. Leine, 27. Latz, 28. Haus, 30. Leu, 31. Bau. — **Magische Mitte:** A. Sterilität, B. der Debitor, C. Perak, D. Ratibor, E. Kotor, F. rar.
Silbenrätsel: 1. Komparse, 2. Erdbeben, 3. Isabella, 4. Nachgebür, 5. Linguistik, 6. Unstrut, 7. Franzosen, 8. Telemach, 9. Spiritus, 10. Charlotte, 11. Umwälzung, 12. Transaktion, 13. Ziehener, 14. Orthopädie, 15. Hammerfest, 16. Nominativ, 17. Eingabe. — **Kein Luftschutz ohne Selbstschutzkräfte.**
Raten und denken!
1378 — 367 = 1011
+ + +
971 — 29 = 942
2349 — 396 = 1953
Visitenkartenrätsel: Diplomingenieur.

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis ffrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse. Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis ffrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06).

Staatshilfe nach dem Familienheimgesetz und ein **Heimbausparvertrag** ermöglichen auch Ihnen, ein
Familiengerechtes EIGENHEIM
bereits ab 3600.- DM Eigenkapital
— in tragbaren monatlichen Raten — zu erwerben.
Bei Einsendung dieses Gutscheins FH 90 oder Angabe dieser Nummer erhalten Sie unsere drei Bau-Broschüren (leichtverständliche Unterrichtung über das Familienheimgesetz, staatliche Förderungsmaßnahmen und die Geldbeschaffung) und außerdem eine kostenlose, für Sie unverbindliche Fachberatung.
Kundendienst der
Bausparkasse Heimbau AG. Köln, Riehler Straße, Heimbauhaus

Gefährlicher Beruf

Kitty hatte ihre kluge Stunde. Sie ging zu einem großen Versicherungskonzern.
„Versichern Sie auch gefährliche Berufe?“ fragte sie.
„Jederzeit.“
„Auch Löwenbändiger?“
„Löwenbändiger, Schlangenbeschwörer und Turmseilartisten.“
„Auch Rennfahrer?“
„Rennfahrer, Kunstflieger und Kanalschwimmer.“
„Und Großwildjäger?“
„Großwildjäger, Tiefseeforscher und Adlerhorstphotographen.“
Kitty sah sich im Raum um. Dann gab sie sich einen Ruck und sagte: „Unter diesen Umständen — würden Sie mich auch versichern?“
„Haben Sie einen gefährlichen Beruf?“
„Den gefährlichsten von allen.“
„Was sind Sie?“
„Hausfrau“, sagte Kitty.
„Hausfrau?“ fragte der Versicherungsmann.
Kitty nickte. „Eine Hausfrau ist stündlich von Gefahren umgeben“, sagte sie, „innerhalb von zehn Minuten kann sie sich in der Küche dreimal geschnitten, gestochen, gebrannt und verbrüht haben. Innerhalb der gleichen zehn Minuten kann sie sich einen Fuß brechen, einen Bruch heben und die Hand verknacksen. An einem Vormittag kann sie sich einen Finger mit dem Wiegemeßer wegwiegen, den zweiten Finger beim Kartoffelschälen abschneiden, den dritten Finger beim Schnitzelklopfen zerschlagen, mit dem vierten Finger in den Motor einer Küchenmaschine kommen und sich den fünften Finger mit dem Brothobel absäbeln. Das war die eine Hand, jetzt kommt die andere. Die zweite Hand verknackst sie sich unweigerlich insgesamt, wenn sie den Fleischwolf auseinandernimmt. Beim Nachlegen im Herd können ihr glühende Kohlen auf den Fuß fallen, ihr Haar kann Feuer fangen, der Topf mit dem kochenden Wasser kippt und verbrüht ihr die

Hände, Arme und Beine. Auf einem Kirschstein rutscht sie aus, und auf die glühende Herdplatte setzt sie sich. Das Bügeleisen zerschmettert ihr den Fuß, und das hochprellende Bügelbrett schlägt ihr die Zähne ein. Beim Nachschauen nach einem Kurzschluß gerät sie mit der Nasenspitze in den Stromkreis und sprüht Funken. Inzwischen explodiert ein Dampftopf, fliegt das



Rührwerk auseinander, die Spicknadel sticht sie sich unter den Daumnagel, und aus der Bratpfanne spritzt ihr kochendes Fett ins Gesicht...
„Genug! Genug! Hören Sie auf! Eine Hausfrau, die kocht, zu versichern“, rief der Versicherungsmann, „welch Risiko!“
Kitty beruhigte ihn: „So groß ist das Risiko wiederum auch nicht.“
„Wieso nicht?“
Kitty lächelte sanft:
„Weil wir Frauen sind. Wenn allerdings die Männer kochen würden...“

Zerreißen H-Bomben den Mond?

Fortsetzung von Seite 5
tet der elfte Gilgamesch-Tagel, Epos der altbabylonischen Literatur, über die große Flut. Es schildert, wie Utnapischim, der treue Verehrer des Gottes Ea, vor der Flut gewarnt, ein Schiff baut, seine Angehörigen und Getier vor dem Untergang zu retten. Diese mythische Nachricht stammt aus dem 18. Jahrhundert vor Christus und ist auch vom jüdischen Volk aufgegriffen worden und als Geschichte Nochs in die Biblische Geschichte eingegangen. Bei Ausgrabungen in der Nähe von Ur, der Heimat Abrahams, wurde eine angeschwemmte Lehm-schicht von 2,5 Meter Dicke gefunden, die als Spur der Sintflut angesehen wird. Die gefundene Lehm-schicht stellt nur einen Rest der Schlamm-enge dar, die aufs Land gespült wurde. Der größte Teil wurde ins Meer zurückgeschwemmt. Die vorhandene Lehm-schicht läßt auf eine Fluthöhe von 500 bis 1000 Metern schließen.
In Europa, Nord-, Mittel- und Süd-amerika, in Ägypten und Polynesien, Indien und Kaschmir berichten Sagen von der großen Flut.
Die Menschheit sollte die Große Flut nicht vergessen, vor allem heute und morgen nicht vergessen, da die Versu- chung bevorstehen kann, ähnliche Katastrophen mit eigener Hand zu ent-fesseln.
(Fortsetzung folgt)

Bücher für weltoffene, reife Men- schen nur aus dem Spezialverlag! Wenn Sie Interesse haben und Sammler oder Liebhaber sind, uns Ihr Alter und Ihren Beruf angeben und dazu diese Anzeige als
GUTSCHEIN
ausschneiden und uns auf Postkarte oder Ihren Brief geklebt einsenden, bekommen Sie hochinteressante, illu- strierte Sonderangebote, Prospekte und Informationschriften. **Internationales Versandhaus Gisela**, Stuttgart 1, Postfach 802/268/4

Sonderangebot
Schreib- maschinen
Fabrikneue deutsche Optima-Koffer- Schreibmaschine herabgesetzt auf 258.- Absolut risikolos, da Umtauschrecht. Wir führen alle Fabrikate höchstens zu Originalpreisen
Günther Schmidt GmbH, Frankfurt am Main, Abt. 9 S Platz der Republik 3 Fachversandhaus aller Schreibmaschinen Großer Bildkatalog 58 gratis
4.-DM Anzahlung bei: Torpedo 20 (mit Koffer) Olympia SF (ohne Koffer)
Südd. größtes Schreibmaschinenhaus

*Für Frau
und Familie*



◀ **Zweimal in der Woche**, ob im Sommer oder Winter, geht Shari KHAN, die Schwester der Schlagersängerin Mona Baptiste, mit den Kindern ihrer Nachbarn zur Schwimmstunde. Es macht ihr Riesenspaß.

▲ **Schwimmunterricht für die Kleinsten!** Die Anregung kam aus den Vereinigten Staaten. In der Deutschen Bundesrepublik ertrinken jährlich rund 4000 Menschen. Der größte Teil sind Kinder.

Pack die Badehose ein!

Eine amerikanische Idee fiel in der Hansestadt Hamburg auf fruchtbaren Boden. Die Deutsche Lebensrettungsgesellschaft führte zum ersten Male in Europa das Kinder-Schwimmen ein.



▲ **Zum erstenmal** schwimmt der Junge hier allein in dem großen Becken, natürlich von vielen Blicken bewacht, damit ihm nichts passieren kann. Die Ärzteschaft unterstützt das Kinder-Schwimmen. Sie verspricht sich eine erhebliche Besserung der Haltungsschäden, besonders bei kleinen Kindern.

◀ **Nicht geheuer** ist dem kleinen Schwimmer die Sache, wenn auch Tante Shari KHAN ihn mit sicherem Griff festhält und das Wasser sehr niedrig ist. Aber erst einmal muß die Angst überwunden werden, dann geht es schon viel besser. Die Deutsche Lebensrettungsgesellschaft kämpft in besonderem Maße gegen den nassen Tod der Kinder.

▶ **„Wirklich großartig**, wie du das gemacht hast!“ gratuliert die Schwester, die natürlich schon längst zu den alten Schwimmern gehört. Das Kinder-Schwimmen wurde in Hamburg trotz erheblicher Schwierigkeiten organisiert. Hoffentlich findet diese mutige Tat bald in vielen Städten Nachahmung!



Miiko Taka:

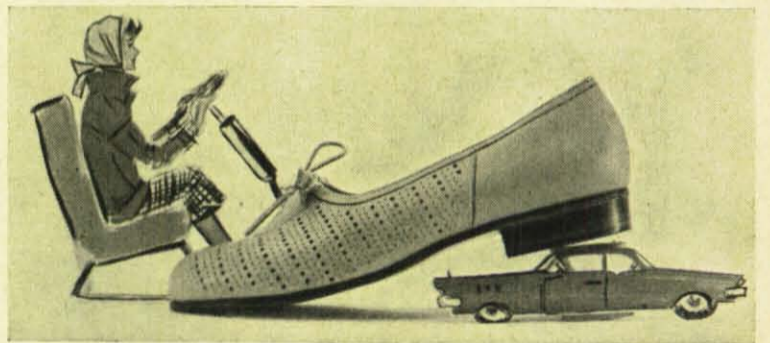
JAPAN-MÄDEL
AUS DEN USA



Wenige Stunden zwischen Ankunft und Abflug genügten, um eine junge Darstellerin kennenzulernen, die zur Premiere ihres ersten Films, mit dem sie über Nacht bereits ein bißchen berühmt wurde, nach Deutschland gekommen ist. Und Ruhm ist bekanntlich so etwas Ähnliches wie eine Lawine: wenn er einmal angefangen hat, ist er kaum noch aufzuhalten. Und wie in einer Lawine fühlt sich die 25jährige zierliche Japanerin Miiko Taka, die in dem Warner-Film „Sayonara“ eine Hauptrolle spielt. „Während ich jahrelang in einem Reisebüro arbeitete und keinen Menschen besonders interessierte, werde ich jetzt von Briefen und Angeboten überflutet“, sagt Miiko Taka. Sie ist in Seattle (Washington, USA) geboren, aber nach Herkunft und Erziehung unverfälschte Japanerin. „Der ganze Film war für mich das aufregendste Erlebnis meines Lebens“, gesteht die reizende Schauspielerin. „Es war eine so plötzliche Begegnung, wie ein Auto-Zusammenstoß, bei dem der eine Wagen aus dem Westen und der andere — ganz kleine — aus dem Osten kam. Natürlich kannte ich Marlon Brando aus vielen Filmen, und es war schon immer mein Wunsch gewesen, ihn einmal persönlich zu sehen. Dann ging mein Traum nicht nur in Erfüllung, sondern ich durfte sogar an seiner Seite eine ganz wunderbare, großartige Rolle spielen.“

Für Frau und Familie

Auf gutem Fuß mit einem chicen Galanterie-Pumps, ein eleganter Partner für fröhlich-bunte, duftige Sommerkleider. Weiß, vanillegelb oder hagebuttenrot das schmiegsame Boxcalf (links). Das rechte Bild zeigt den Lieblingsschuh aller Teenager, die gerne flotte Hosen tragen. Das Material: belges Veloursleder oder weißes, auch makronenfarbenes Narbenleder. — Rassig sind die Modelle à la Belle Epoque. Ihr modischer Steckbrief: schlanke Form mit zierlichem Absatz. (Sämtliche Modelle: Salamander.)



Gelochtes Leder - taillierte Absätze



ZB



GANZ VORZÜGLICHE MÜTTER sind die Gänsefrauen. Mit Eifer bewachen sie ihre Jungen und lassen niemanden heran. Vor wenigen Stunden erst ist dieses kleine Gänschen aus dem Ei geschlüpft und macht seine ersten Schritte in eine Welt, die ihm noch reichlich fremd, vor allem aber kalt vorkommt, denn seine Daunen wärmen nicht so warm wie das Federkleid der Mutter.

Dem Leben entgegen



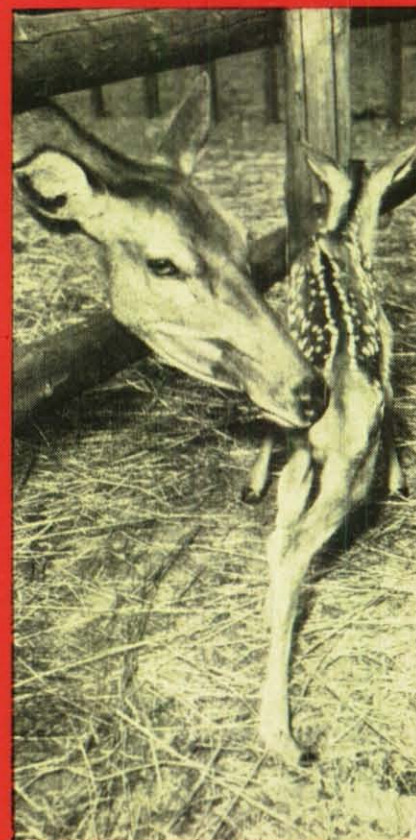
Tierkinder im Frühling

„Stell dir vor, Paps, ich habe zwei kleine Vögel gefunden“, kam mein Sohn eines Tages nach Hause. Aus seiner Rocktasche zog er die bejammernswerten, wie verhedderte Wollknäuel aussehenden Tiere behutsam hervor. Unendlich stolz auf meine ornithologischen Kenntnisse konnte ich ihn belehren, daß es sich bei den Findlingen um junge Meisen handelte. Aber was sollte man mit ihnen anfangen? Die Aussicht, sie am Leben erhalten und großziehen zu können, war sehr gering. Aber wir versuchten es. Kaum daß die kleinen Tiere trocken waren, begannen sie energisch zu piepsen. Mit vereinten Kräften gingen wir daran, die Schreihäse zu füttern. Während ich einem nach dem anderen mit leisem Druck von Zeigefinger und Daumen den Schnabel öffnete, schob der Filius auf einem Holzspan ein winziges Stückchen in Milch geweichten Weißbrots in die Rachen. Die kleinen Meisen schluckten gierig, und nach einigen Bissen sperrten sie ihre Schnäbel schon von selbst auf. Sogar der Futterneid erwachte. Vielleicht war es auch nur dieser Naturtrieb, der sie fressen ließ. Jedenfalls, das Unerwartete gelang: Die Vögel wuchsen heran, und an einem schönen Sommertag setzten wir sie in einem Park in Freiheit.

◀ DAS IST DER HASE KUNO, der seine Mutter verloren hat. Kinder fanden ihn in einer tiefen Ackerfurche, in die er sich ängstlich versteckt hatte. Er war völlig durchnäßt und ganz schwach vor Hunger. Überraschend schnell gewöhnte er sich an die neue Umgebung in der Stadtwohnung. Vor allem imponierte ihm die Milchflasche, die ihm mehrmals am Tage angeboten wurde. Kein Tropfen blieb übrig.



MITTEN IM GROSSTADTLÄRM saßen diese kleinen Meisen in einer Baumhöhle und piepsten jämmerlich. Offenbar war ihren Eltern etwas zugestoßen. Nicht alle verlassenen Tierkinder finden mitleidige Menschen, die sich ihrer annehmen.



SORGFÄLTIG BELECKT wird der junge Rothirsch von seiner Mutter. Für ihn hat das Freigehege keine Grenzen. Er kann noch überall durchschlüpfen. Die Mutter findet diesen Zustand beunruhigend. Immer wieder stößt sie ihren Lockruf aus.